



PREFARENZEN

PREFARENZEN Journal



Highlights:

Haus mit Familie
In Pruggern steht ein Haus, bei dem alles passt
→ S. 9

Der letzte Schliff
Denkmalschutz rund um den Wiener Karlsplatz
→ S. 16

Interview
Gespräch mit unserer Botschafterin Ursula Obernosterer
→ S. 20

Klare Orientierung in drei Teilen
Haus J von *noma architekten* im Raum Stuttgart
→ S. 28

Edition

No 1.0

Deutsch

PREFABOND in 3 Dimensionen

Das Uniklinikum St. Pölten — S. 26





 **prefarenzen.com**

*Besuchen Sie unser neues
PREFARENZEN Online-Magazin.*

prefarenzen.com



 **prefa.com**

*Reichen Sie IHR Architekturprojekt ein und werden Sie
Teil von PREFARENZEN.*

prefa.de/prefarenzen-einreichung



*Aus Gründen der Lesbarkeit wird darauf verzichtet, geschlechtsspezifische Formulierungen zu verwenden.
Soweit personenbezogene Bezeichnungen nur in männlicher Form angeführt sind, beziehen sie sich auf Männer und Frauen in gleicher Weise.*

Impressum:

© PREFA 2020
Herausgeber: Jürgen Jungmair, PREFA - Leitung Marketing International
Gesamtproduktion: MAIOO; www.maioo.at
Kontakt: info@prefarenzen.com
www.prefarenzen.com; www.prefa.com



Unter einem Dach zusammenkommen ...

... ein Gedanke, der noch nie so große Bedeutung hatte wie in diesen Wochen und Monaten. Wir sehnen uns nach guter Gesellschaft, einem festen Händedruck und einem stolzen Klopfen auf die Schulter. Die neu gedachten PREFARENZEN erscheinen genau zur richtigen Zeit – denn sie sind Sinnbild für all das.

Mit dem 2015 ins Leben gerufenen Architekturbuch und Kalender haben wir zusammengeführt, was zusammengehört: hochqualitative Architektur und die Menschen dahinter. Die Basis bilden innovative und hochwertige Dach- und Fassadenlösungen aus Aluminium. Die Welt rundherum ist inzwischen weit größer und die PREFARENZEN sind zu einer bekannten und geschätzten Marke geworden, die vielfältige Dialogformate fördert.

So wie das PREFARENZEN Journal, das Sie gerade in Ihren Händen halten und zwei Mal im Jahr erscheinen wird. Es gewährt interessante Einblicke in die Geschichten, die rund um die Projekte passieren. In alles, was auf das Leben der Menschen und damit die Architektur Einfluss nimmt. Ermöglicht hat all dies – den widrigen Umständen zum Trotz – ein fantastisches und motiviertes Team. Gemeinsam haben wir geplant, gearbeitet und geschwitzt um sicherzustellen, dass wir Sie noch rechtzeitig in diesem Jahr mit neuen Inspirationen versorgen können.

Neben dem PREFARENZEN Journal gibt es auch ein neues Online-Magazin unter www.prefarenzen.com, das Sie sich nicht entgehen lassen sollten. Außerdem warten weitere spannende Veranstaltungsreihen und Events nur darauf, endlich wieder stattfinden zu können.

Doch hier und jetzt können Sie nun Ihre ganz persönliche Reise starten und in eine wunderbare Welt voller interessanter Berichte und Geschichten eintauchen. Erzählen Sie es gerne weiter oder schreiben Sie uns ein Mail, wenn auch Sie etwas zu erzählen haben: info@prefarenzen.com.

Ich freue mich von Ihnen zu lesen, vielleicht schon in der nächsten Ausgabe!

Nun viel Vergnügen, Ihr PREFARENZEN Botschafter

Jürgen Jungmair
Leitung Marketing International PREFA

Vive PREFE!

Seit sieben Jahren ist PREFE in Frankreich aktiv. Von den Viertausendern Hochsavoyens über den Pariser Zentralraum bis zum Atlantik bewähren sich die Dach- und Fassadensysteme aus Aluminium. Auf der Reise an die französische Westküste begegnet man aber auch Spuren einer Vergangenheit, deren Bewältigung Künstler heute als Herausforderung sehen.

Text: Georg Renöckl
Fotos: Croce & WIR
Portraitfoto: Anthony Cottarel

Als 2011 erstmals Aluminiumschindeln aus Lilienfeld auf ein Haus im westfranzösischen Nantes montiert wurden, gab es PREFE France noch gar nicht. „Der Bauherr hatte unsere Produkte in der Schweiz kennen und schätzen gelernt,“ erklärt Pascal Tripet, Vertriebsleiter für die französischsprachige Schweiz. Er selbst begann zu dieser Zeit gerade, den französischen Markt zu sondieren. Zwei Jahre später folgte ein erstes spektakuläres Projekt mit Dach und Fassade von PREFE: Die Renovierung und Erweiterung des Schutzhauses *Refuge Albert Premier* auf über 2700 Metern Seehöhe im Massiv des Mont Blanc. Weitere Architektur-Leuchttürme markieren den Weg von PREFE France in ost-westlicher Richtung: etwa ein schlicht *Python* genanntes, von Édouard François geplantes Wohnhaus in Grenoble. Seinen Namen verdankt es der Fassade aus Wandrauten in verschiedenen Graustufen, die das charakteristische Schuppenkleid der Riesenschlange nachbilden. Mit einer Tierhaut vergleicht Architekt Vincent Eschaliere auch die Dachbekleidung eines von ihm runderneuterten, *Black Pearl* genannten Bürohauses im Pariser Business-Viertel *La Défense*. Kupferfarbene PREFE Rauten schmiegen sich an die Rundungen des neuen Dachaufbaus, der den vormals langweiligen Kasten binnen weniger Monate zum Hingucker machte. An die Pariser Tradition von Kuppeln und abgerundeten Dächern erinnert auch Architektin Christie Blazkowski, die am Rand der Metropole ein Technologie-Center plante. Die vielfach gerundete Fassade aus vom Spengler millimetergenau angefertigten Aluschindeln greift einerseits die althergebrachte Technik auf, der Gesamteindruck des schimmernden Gebäudes wiederum ist resolut modern. Ähnlich strahlt die naturbelassene Aluminiumfassade des 2019 errichteten Bürogebäudes von DLW architectes mitten in Nantes – PREFE ist damit unübersehbar im Westen Frankreichs angekommen.

Der Erfolg auf dem französischen Markt sei der konkurrenzlosen Vielfalt und Flexibilität der PREFE Elemente zu verdanken, meint Tripet, dessen Team mittlerweile von drei auf achtzehn Personen angewachsen ist und noch immer Verstärkung sucht. Architekten, darunter zahlreiche große Namen, schätzen die schier unendlichen Möglichkeiten an Farben und Formen. Neben der Leichtigkeit und Langlebigkeit des Materials sind auch Nachhaltigkeit und Wiederverwendbarkeit zu immer gewichtigeren Argumenten geworden.

Das flächenmäßig größte Land Europas ist auch das vielfältigste des Kontinents. Zwischen Alpen und Pyrenäen, Mittelmeer und Atlantik unterscheiden sich die Umweltbedingungen so stark voneinander wie die jeweiligen Bautraditionen. „Unsere Kunden haben völlig unterschiedliche Gründe, sich für uns zu entscheiden. Aber das ist genau das Großartige an PREFE: Es passt sich an die jeweiligen Anforderungen perfekt an,“ schwärmt Pascal Tripet. Das gilt für das *Refuge de l'Aigle* auf eisigen 3450 Metern Seehöhe genauso wie für Gebäude am Atlantik, die neben oft rauen Wetterverhältnissen auch der salzigen Meeresluft trotzen müssen.

Wie extrem die Bedingungen an der langgestreckten französischen Westküste sein können, zeigt auch ein sprichwörtlich schweres architektonisches Erbe, das die Küstenlandschaft prägt: Die Reste des aus Abermillionen Tonnen Stahlbeton gegossenen Atlantikwalls, den die deutschen Besatzer dort hinterließen. Was scheinbar für die Ewigkeit gebaut war, unterliegt doch konstanter Veränderung – aufgrund der Kräfte der Natur, aber auch durch Eingriffe von Menschenhand.

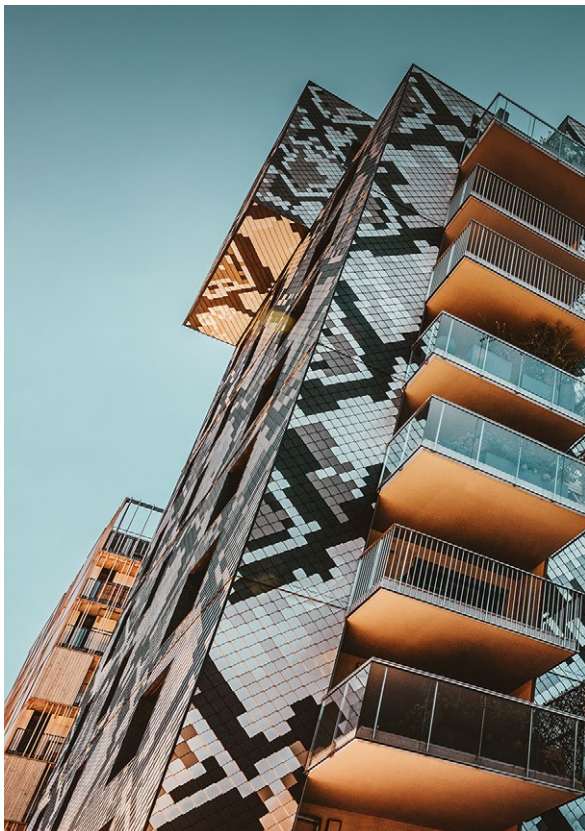


Pascal Tripet
Leitung PREFE France





— 1



2 —



— 3



— 4

1 —
 Objekt: Refuge Albert Premier
 Ort: Mont Blanc (2.700 m)
 Produkt: Prefalz
 Farbe: Schwarzgrau
 Architektur: Haag & Baquet, Stefan Haag, Sallanches

2 —
 Objekt: Le Python
 Ort: Grenoble
 Produkt: PREFA Wandraute 20 × 20
 Farbe: P.10 Anthrazit, P.10 Hellgrau, Silbermetallic, Naturblank
 Architektur: Édouard François, Paris

3 —
 Objekt: Refuge de l'Aigle
 Ort: La Grave (2.450 m)
 Produkt: PREFA Dach- und Fassadenpaneel FX.12
 Farbe: P.10 Steingrau
 Architektur: Atelier 17C - Architectes, Barraux

4 —
 Objekt: Black Pearl
 Ort: Paris
 Produkt: PREFA Dachraute 29 × 29
 Farbe: Sonderfarbe Kupferbraun
 ● Objektbezogene Sonderlösung
 Architektur: Studio Vincent Eschalié, Paris

Ein Bunker ist auch ein Kunstwerk

Die Nationalsozialisten überzogen die Atlantikküste mit Befestigungsanlagen. Die Überreste zeugen von den Wunden, die der Weltkrieg in die Landschaft schlug – und sind eine kreative Herausforderung.

13 Millionen Tonnen Beton, 290.000 Zwangsarbeiter, Hunderte in Todeszonen verwandelte Strandkilometer, 300.000 zur Verteidigung abgestellte Soldaten: ein immenser Aufwand, erkaufte durch unfassbares menschliches Leid – und doch nur ein „riesiger Bluff.“ Um nichts anderes handelte es sich für Gerd von Rundstedt, Oberbefehlshaber von Hitlers westlichen Streitkräften, beim sogenannten Atlantikwall. Die führenden deutschen Militärs wussten, dass die lose Kette von Bunkern und Festungen an der Küste, die sich über mehrere Länder entlang des Atlantiks, des Ärmelkanals und der Nordsee erstreckte, sollte sie auch nur an einer Stelle durchbrochen werden, aufgrund ihrer zu geringen Verteidigungstiefe unhaltbar wäre. Die Treffsicherheit dieser Diagnose bewies der Juni 1944. Doch auf den Bluff folgte zunächst ein Gegenbluff: Intensive Bombardements der Küstenabschnitte an der Straße von Dover bestärkten die Deutschen im Glauben, dass die Alliierten für ihre Landung auf dem Kontinent den kürzesten Seeweg wählen und an den Stränden des Pas-de-Calais angreifen würden, während die Operation Overlord dann ein gutes Stück weiter im Süden stattfand. Sie liegen noch an Ort und Stelle, teils zu Trümmern zerbombt, teils intakt geblieben, von der Natur in Beschlag genommen oder vom Menschen für andere Zwecke genutzt: die Reste des Atlantikwalls, die bei aller militärischen Ineffizienz doch viel zu massiv waren, um an ihre Beseitigung nach Kriegsende auch nur denken zu lassen. In Nordfrankreich, wo die Deutschen die Landung der Alliierten erwarteten, aber auch ihre Vergeltungswaffen gegen London positionierten, sind besonders viele stumme Zeugen des nationalsozialistischen Größenwahns zu bestaunen – im Urzustand oder in neuer Funktion.

Monumentale Sinnlosigkeit

Ein von der Natur zum Mahnmal gemachter Bunker befindet sich am Strand von Le Hourdel, an der Südspitze der Somme-Bucht: Wie ein besiehtes Monster liegt der düstere Koloss aus Stahlbeton kläglich umgekippt auf dem Sand, von den Gezeiten aus seiner Verankerung gerissen und unbrauchbar gemacht, erbärmlich und doch furchteinflößend.

Längst ist er zu einem Wahrzeichen der sonst vor allem für ihren spektakulären Gezeitenunterschied bekannten Landschaft an der Mündung der Somme geworden, wo sich neben historisch Interessierten hauptsächlich Robben- und Vogelbeobachter treffen – ein in seiner

monumentalen Sinnlosigkeit beeindruckendes „objet trouvé,“ das die Geschichte der pikardischen Küste hinterlassen hat.

Scheinbar in ihrem furchterregenden Originalzustand verblieben ist hingegen die „Batterie Todt“ 70 Kilometer weiter nördlich, am Cap Gris-Nez, nur 33 Kilometer von der Südküste Englands entfernt. Sie zählte zu den wichtigsten Festungen des Atlantikwalls und war ursprünglich mit vier 28-cm-Geschützen von über 80 Kilometern Reichweite ausgestattet. Eine der riesigen Kanonen, „Leopold“ genannt, steht heute noch dort, als wäre sie jederzeit wieder dazu bereit, die englische Südküste unter Beschuss zu nehmen.



Im zum Museum gewordenen Inneren des Bunkers zeichnen unzählige Uniformen, Alltagsgegenstände und militärische Dokumente das Leben der Soldaten und die Einsätze der Kanonen nach. Ein Souvenirshop mit zweifelhaften Erinnerungsgegenständen schließt die Besichtigungstour ab, die zu den beklemmendsten Erfahrungen zählt, die man an diesem herrlichen Flecken Erde machen kann. Sogar der kleine Wald nebenan ist Teil der düsteren Geschichte des Ortes; er wurde zur Tarnung angelegt.

Der gekenterte Planet

Um den Kopf wieder frei zu bekommen, empfiehlt sich ein Spaziergang: In einer Viertelstunde erreicht man auf einem Weg quer durch Gemüsefelder eine „Cran Poulet“ genannte kleine Bucht zwischen den Uferfelsen, die von einer Statue der Jungfrau Maria geschmückt wird. Der bizarr geformte Fels ist blaugrau, das Meer schillert in

der ganzen Bandbreite von Opalnoten, die dem Küstenabschnitt seinen Namen gegeben haben.

Auch hier steht ein von der Brandung umtooster Bunker, doch er wirkt nicht mehr kriegerisch: Ein unbekannter Graffiti-Künstler hat den vergleichsweise kleinen Betonkubus mit einem riesigen Auge verziert, das dem Wanderer unverwandt entgegenblickt. Oder sieht es doch eher aufs Wasser hinaus? Ein Satz neben dem Bild ist weitgehend verwittert, „Planète“ lässt sich noch entziffern und „chavire,“ also „kentert.“

Genug, um es dem Auge gleichzutun und nachdenklich auf das Stückchen Atlantik hinauszublicken, dessen Bezeichnung „Ärmelkanal“ so viel harmloser klingt, als es der oft so ungestüm an der Küste rüttelnde Ozean eigentlich ist. Vor der existenziellen Bedrohung, der wir auf unserem wärmer werdenden Planeten heute überall entgegensehen, schützt kein Bunker.

Narben werden nicht verborgen

Der Landstrich um das Cap Gris-Nez mit seinen Buchten und Blockhäusern zählt zu den achtzehn mit dem Label „Grand Site de France“ ausgezeichneten Gebieten Frankreichs, wozu aber nicht nur die landschaftliche und architektonische Schönheit der Küste und die intakte Landwirtschaft des Hinterlands beitragen: „Wir haben uns mit dem klar formulierten Willen um das Label beworben, die Narben, die der Weltkrieg in die Landschaft geschlagen hat, nicht zu verstecken,“ erklärt Diana Hounslow, oberste Touristikerin des Département Pas-de-Calais.

Nicht nur die Landschaft hat Wunden davongetragen. Diana Hounslow erzählt von einem Drehtag mit einem belgischen Filmteam im Dorf Eperlecques. Dort hatten die Nazis eine Abschussrampe für ihre V2-Raketen mit angeschlossener Flüssigsauerstofffabrik errichtet, einen der größten Bunker Frankreichs, der jedoch noch vor Abschluss der Bauarbeiten durch Bomber der Alliierten unschädlich gemacht wurde.

Ein alter Herr, der den Bau als Kind miterlebt hatte, erklärte der perfekt französisch sprechenden gebürtigen Britin, die er für einen Teil des belgischen Teams hielt: „Sie haben Glück, dass Sie keine Engländer sind, sonst hätte ich nicht mit Ihnen gesprochen.“ Mehr war aus dem Mann nicht mehr herauszubekommen, der zuerst die Naziherrschaft und dann die Luftangriffe der Alliierten auf sein Heimatdorf miterleben musste. Hunderte Zwangsarbeiter starben im Bombenhagel.

Auch Eperlecques ist heute ein Museum, das seine Wirkung auf den Besucher nicht verfehlt. Eine etwas effekt-



heischende Inszenierung mit Kriegslärm, Hundegebell und markant platzierten Erinnerungsstücken trägt dazu bei, doch es ist vor allem die gigantische, auch bei sommerlichen Temperaturen eisige Kälte aus ihrem Inneren verströmende Betonruine selbst, deren martialische Ästhetik tonnenschwer auf dem Gemüt lastet.

Heimstätte für Fledermäuse

Ähnlich ist der Eindruck bei einem Besuch der „Coupole“, wie ein weiterer Raketensilo im Großraum von Saint-Omer heißt, oder, auf halbem Weg zur Küste, beim Bunker von Mimoyecques: Es handelt sich um die Reste einer Abschussrampe für eine „Vergeltungswaffe 3“ genannte Mehrkammerkanone, mit der die Nazis London direkt beschießen wollten. Ihre Rohre waren hundert Meter lang und mussten fix installiert werden. Tausende Zwangsarbeiter schufteten unter der Oberfläche des Hochplateaus von Mimoyecques, das im Frühjahr 1944 durch Tallboy-Bomben zerstört wurde. Die Krater in der Landschaft sind 15 Meter tief und haben Durchmesser von 35 Metern. Zumindest eine Bombe fiel direkt ins Stollensystem und brachte es zum Einsturz. Wie viele Menschen dabei ums Leben kamen, ist nicht bekannt. In den Resten der V3-Anlage haben sich mittlerweile seltene Fledermausarten angesiedelt. „Dark tourism“ ist aber nicht der beste Grund, den einen oder anderen Überrest des Atlantikwalls in Frankreich aufzusuchen. Standen in den Jahrzehnten nach dem Krieg die einander widersprechenden Bedürfnisse im Vordergrund, die schrecklichen Ereignisse entweder möglichst gründlich zu verdrängen oder aber museal aufzubereiten, auf dass auch spätere Generationen ihrer gedenken können, geht man heute längst unverkrampfter mit den Zeugen der Vergangenheit um. Zwischen Dunkerque und der belgischen Grenze, bei Leffrinckoucke, befindet sich in den Stranddünen eine weitere Festungsanlage. Wie ein Elefantenfriedhof für Betonriesen wirkt sie vom schier endlosen Sandstrand aus. Die aus ihren Positionen gerissenen Kolosse am Strand und die intakten Unterstände hinter den Dünen sind von Graffiti übersät. Hier ist Bertrand Seguin aufgewachsen, ein heute 42-jähriger plastischer Künstler, der nach langen Aufenthalten in Asien mittlerweile in Paris lebt. Das Bunkersystem von Leffrinckoucke war der Abenteuer-spielplatz seiner Kindheit. Als Erwachsener begriff Bertrand Seguin, wie belastend das Erbe des Zweiten Weltkriegs für die Menschen in seiner Heimat war.

Dunkerque, Schauplatz der Operation Dynamo, im Zuge derer die in der Falle sitzende britische Expeditionsarmee im letzten Moment aus der deutschen Umklammerung gerettet werden konnte, liegt in Sichtweite. Das Wrack eines der damals von Stukas attackierten Zivilschiffe, die zur Evakuierung der Soldaten herangezogen wurden, ist bei Ebbe nach wie vor zu sehen: Der in Brand geschossene Themse-Raddampfer „Crested Eagle“ lief vor dem Nachbarort Zuydcoote auf Grund, wie viele Menschen dabei starben, weiß niemand.

Spiegeln und nachdenken

2014 hatte Bertrand Seguin, der sorgenvoll beobachtete, wie die einst für ihre Solidarität bekannten Menschen im Norden Frankreichs angesichts der Migrationskrise überfordert und immer defensiver reagierten, eine Idee. Ohne lang um eine Genehmigung anzusuchen, begann der Künstler, Spiegelscherben auf ein etwas isoliert von den anderen am Rand der Dünen gelegenes Betonblockhaus zu kleben. Seguin wollte seiner Heimat auf diese Weise zu neuem Selbstbewusstsein und einem neuen Wahrzeichen verhelfen. Stück für Stück verschwand das finstere Nazi-Blockhaus hinter einer vielfach gebrochenen spiegelnden Oberfläche. „Eine Genehmigung hätte ich dafür nie bekommen, also habe ich ein Buch aufgelegt, in dem Passanten ihre Meinung zu meinem Projekt festhalten konnten, während ich schon daran arbeitete. Das Echo war überwältigend, damit bin ich dann zu den Behörden gegangen.“ Die offizielle Erlaubnis trudelte denn auch wenig später ein. 18 Monate nachdem Seguin die erste Scherbe auf dem Beton befestigt hatte, stand das völlig verwandelte Blockhaus vor ihm: Aus einem düsteren Gebäude war ein strahlend helles Objekt geworden, das auch noch den letzten Rest Tageslicht einfängt und reflektiert. Der scheinbar unveränderliche Block wirkt mit einem Mal lebendig und wechselt ständig sein Äußeres, an die Stelle der Robustheit des Betons ist die Zerbrechlichkeit der Spiegel getreten. „Réfléchir,“ was „Widerspiegeln,“ aber auch „Nachdenken“ bedeutet, nennt Seguin sein Kunstwerk, das die düsteren Zeitzeugen an der Küste überstrahlt, ohne den Betonkoloss von einst völlig zum Verschwinden gebracht zu haben.



„Man muss die Vergangenheit ausleuchten, um die Gegenwart aufzuklären,“ sagt Seguin, der weitere Projekte im Raum Dunkerque plant. Mit dem Bild des verwandelten Bunkers vor Augen und diesem Satz im Gepäck wird die Fahrt entlang der Betonreste des Atlantikwalls nicht zur blossen Pilgerfahrt in die finstere Vergangenheit, sondern zum Durchmessern eines vielversprechenden Möglichkeitsraums. Beton, der zum Leuchten gebracht werden kann, gibt es hier schließlich genug.

Text und Fotos: Georg Renöckl



HAUS *mit Familie*

Im österreichischen Ort Michaelerberg-Pruggern entstand im Familienverband ein Haus, bei dem alles passt: der Ort, die Architektur, die Familie und das Dach. Eine perfekte Symbiose.

Pruggern im Ennstal. Nach 4,5 Stunden Zufahrt aus der Hauptstadt Österreichs kommt man in diesem beschaulichen Ort an. Pruggern liegt östlich der Vier-Berge-Schaukel Schladming-Dachstein, genau weit genug entfernt vom Trubel, den der Tourismus mit sich bringt. Zum Glück, denn damit hat sich der Ort seine Traditionen und ein funktionierendes Dorfleben bewahrt. Die Häuser im Dorf sind ländlich geprägt, Ställe, Wirtschaftsgebäude, viel Holz. Der Großteil von ihnen ist mit dem hier typischen Krüppelwalmdach versehen, also einem Dach, das auch auf der Giebelseite geneigte Dachflächen hat und entscheidend zum Ortsbild beiträgt.

Wir sind hier wegen eines Hauses, dem der Architekt den Namen „Haus mit Ort“ gegeben hat, da der Ort dessen Gestaltung entscheidend mitgeprägt hat. Der Architekt ist Franz Seebacher, die Bewohner und Bauherren sind Heidi Seebacher und ihr Mann Karl Thaler, Schwester und Schwager des Architekten, mit ihren drei Kindern, das Grundstück vererbt von den Eltern, deren Haus unmittelbar daneben steht. Eine Familienangelegenheit könnte man sagen und wahrscheinlich der Grund für die perfekte Symbiose von Haus und Familie, gefühlten Wünschen und architektonischer Realität.

Haus mit Ort

Das zeitgemäße Einfamilienhaus befindet sich auf einem relativ kleinen Grundstück von ca. 605 m². Nordseitig liegt das Haus von Heidis Eltern. Sehr nahe der Ostseite ein Wirtschaftsgebäude mit viel Volumen. Die Gartenmauer und der Zaun an der Ostseite wurden noch vom Vater gebaut und diese sollten unbedingt erhalten bleiben. „Ich habe mich gefragt, wie gehe ich damit um, dass das Einfamilienhaus zwischen den großen Gebäuden nicht verloren wirkt?“ erklärt Franz Seebacher. Er entwickelte einen länglichen Körper mit schmaler Giebelseite. Um sich der Enge des Ortes zu

entziehen und auch der Schwere der umgebenden und mächtigen Stallgebäude zu entgehen, macht der Baukörper Richtung Süden einen Knick und wendet sich so dem Nachbarhaus ab. Dadurch entsteht eine Öffnung mit freiem Blick Richtung Galsterberg und in der Enge des Ortes wird plötzlich eine Weite spürbar. Das bestehende alte Werkstattgebäude auf dem Grundstück wurde gekürzt und ist dem Gebäude zum Wirtschaftsraum und dem länglichen Baukörper des Wohnhauses gegenübergestellt. Durch diese Anordnung gelang es ihm eine Art moderne Hofsituation zu schaffen. „Das kleine Grundstück war sicher eine Herausforderung. Es durfte keinesfalls komplett verbaut werden, aber eine Familie von fünf Personen braucht eine gewisse Größe. Ich musste genug Innenraum schaffen und darauf achten, dass trotzdem noch genug Außenraum bleibt.“ Der überdachte Stellplatz aus Sichtbeton ist mit Weinranken bepflanzt, was den Hofgedanken verstärkt, im Garten wurden Bäume gepflanzt und Gemüse wird angebaut. Um mehr Raum im vorderen, südlichen Bereich zu bekommen, wurde der Baukörper sehr nah zur Straßenseite Richtung Norden gerückt.

„Grundsätzlich haben wir versucht zu reduzieren, wo es nur geht. Wir haben gemacht, was technisch notwendig war, aber es gibt keinerlei Verzierungen,“ so der Architekt. Also gibt es natürliche Oberflächen, welche sich aus Holz, mineralischem Verputz und Sichtbeton zusammensetzen. Keine Blechstreifen oder Trennstreifen, kein Vogelschutzgitter für die Holzfassade. Als Anlehnung an den Ort und die landwirtschaftlichen Gebäude ragt als Vordach nur eine Betonscheibe hinaus, die keine andere Funktion hat als ein Schutzdach zu sein. Es ist ein simples Haus, bei dem sorgfältig auf alle Details geachtet wurde und das Handwerk im Vordergrund stand und steht. „Uns war es wichtig, mit Handwerkern aus der Umgebung zu arbeiten und das hat bestens funktioniert. Sie waren stolz darauf, dass sie vieles anders machen konnten als sonst.“





Erst waren sie allerdings skeptisch. Wir haben oft gehört *„Des muass jo so sei,“* bevor sie sich darauf eingelassen haben, dass es eben nicht so sein muss. Am Ende waren sie sehr stolz,“ freut sich Heidi Seebacher. „Ich habe bei jedem Gewerk mitgeholfen,“ erzählt Karl. An die fünf Berufe hat er so „erlernt,“ vom Maurer über den Zimmermann bis hin zum Elektriker. Eine willkommene Abwechslung für ihn, denn im Winter betreibt er in Rohrmoos eine Skischule. Umso wichtiger war es auch, dass das Haus in der Sommersaison fertiggestellt wird, was sich nahezu ausgegangen ist. Gebaut wurde von Anfang Mai bis Mitte Dezember.

Haus mit Natur

Der Architekt Franz Seebacher gibt seinen Bauherren gerne eine Hausaufgabe mit. Bei ihm muss jeder einen Aufsatz schreiben, wie sich das Leben im zukünftigen Haus, das er erdenken und realisieren soll, anfühlen wird. „Das Wichtige für mich bei diesem Aufsatz ist, dass ich mich in eine persönliche Sache hineinfinden kann. Bei meiner Schwester war das natürlich einfacher. Heidi und Karl haben beschrieben, wie sie sich im Haus fühlen wollen und das wird von mir in Räume mit Materialität umgesetzt. Diese persönlichen Plätze zu schaffen ist ganz gut gelungen.“ Ganze neun Seiten hat Heidi geschrieben, Karl immerhin zwei. Bei Heidi steht da gleich zu Beginn: „Du kennst mich ja eh. Ich bin ein Naturmensch und ich möchte das im Haus genauso fühlen können, diese Verbundenheit mit der Natur.“ Nun erblickt man durch jedes der großen Holzfenster – innen bündig, um eine gewisse Tiefe an der Fassade zu erreichen – ein Stück Natur. Im Inneren des Hauses hat man nicht das Gefühl direkt im Dorf zu sein, so schön wurden die Blickbezüge gelöst. Mit der Natur zu leben bedeutet den ganzen Tagesverlauf im Haus spürbar zu machen. „Die Sonnenstände am Grundstück habe ich schon viele Jahre davor beobachtet,“ erzählt Franz schmunzelnd. Teil des natürlichen Konzepts sind nicht nur ersichtliche Eigenschaften des Hauses, sondern insbesondere die Baubiologie. Es gibt keinen Vollwärmeschutz außen, nur dicken Ziegel und einen Kalk-Zement-Putz „auf den man nichts mehr draufschne muss.“

Ich mag auch keinen Gipskarton,“ sagt Heidi Seebacher lachend. Das Sockelgeschoss ist gemauert, das Obergeschoss mit willkürlich gereihten Lärchenbrettern geschalt. Die verwendeten Kabel sind Bio, also geschirmte Elektrokabel zur Vermeidung von Elektromog durch niederfrequente elektrische Felder. Auch im Innenraum war Reduktion das oberste Gebot. Kein Dunstabzug, keine Belüftung („Wir machen lieber die Fenster auf“), keine Fensterbänke und in der Nacht ist das Obergeschoss fast stromlos. Lieber wurde darauf geachtet, dass sich der Knick des Hauses im Esstisch wiederholt und allgemein die Geometrie des Hauses im Innenraum spürbar ist. Oder, dass die Speis durch eine Tapentür über die Küche begehbar ist. Für Heidi war es zudem wichtig, „beim Kochen in den Raum und in die Natur zu schauen, immer die Kinder im Blick. Eine Tür sollte mich direkt zu meinem Kräuterbeet nach draußen führen und die Kinder zum Spielen in den Garten. Wobei ich meinem ältesten Sohn Karl Franz immer öfter in der Küche Platz mache, damit er seine Kochkünste erproben kann.“ Auf eine besonders schöne Weise kann man die Natur fühlen, wenn es regnet. Es war der ausdrückliche Wunsch von Heidi und Karl, ein Aluminiumdach zu verwenden. „Wenn ganz leise der Regen auf das Dach prasselt, können wir uns so gut entspannen,“ sagen sie sichtlich zufrieden. Für Franz gab es weitere Gründe sich für ein Dach aus Prefalz zu entscheiden: „Mit diesem Dach konnten wir die Anlehnung an die wirtschaftlichen Gebäude erzielen, bei denen früher verzinktes Blech zum Einsatz kam. Wichtig ist außerdem, dass der Entwurf darauf aufbaut, so wenig beschichtete Materialien wie möglich zu verwenden, deswegen entschieden wir uns für die Variante in naturblankem Aluminium, die auch vollständig recyclebar ist.“ Um die Firstabdeckung* beim Krüppelwalm weglassen zu können wurde nur mit der Überfaltung gearbeitet, merkt Franz an: „Die Linien, die durch die Überfaltung entstehen, ergänzen hervorragend mein Konzept der Vertikalität, dass sich auch im mineralischen Putz wiederfindet und sich überhaupt durch das ganze Gebäude zieht.“ Oft stellt es eine Herausforderung dar, in Ortsstrukturen einzugreifen, Architektur polarisiert, in kleinen Orten noch stärker.

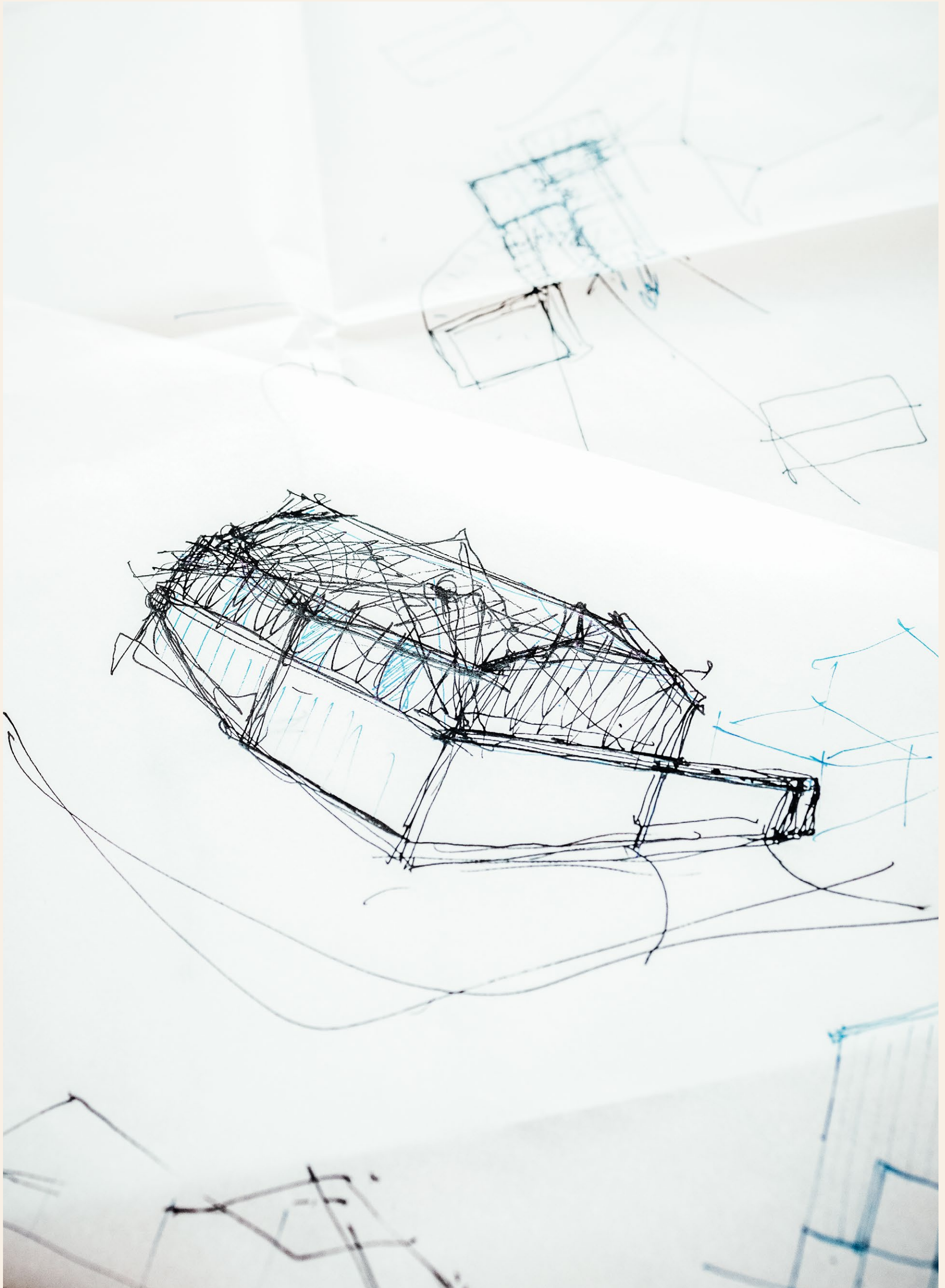
So war es in diesem Fall das Dach, das die Meinungen teilte. „Gerade im ländlich geprägten Raum kann man von einer fünften Fassade sprechen, weil man Häuser auch von oben sehr gut überblicken kann. Der Glanzgrad des Daches war kurz nach der Fertigstellung Thema, da es sich natürlich schon von den anderen Dächern abhebt. Durch die natürliche Bewitterung bekommt das Dach aber schon nach kurzer Zeit eine leichte, ganz eigene Patina,“ resümiert Franz Seebacher.



Arch. DI Franz Seebacher
HPSA ZT GmbH
www.hpsa.at

* Die Dachentlüftung ist eine objektbezogene Sonderlösung.







*Prefalz naturblank
Lärchenholz
Sichtbeton
Kalkputz*

✓





Haus mit Leben

Von innen präsentiert sich das Dach direkt aus dem Schlafzimmerbett von Heidi und Karl: „Hohe Räume waren uns sehr wichtig. Deswegen gibt es keinen Dachboden, sondern man blickt vom Obergeschoss in den Dachstuhl.“ Das Schlafzimmer ist ein offener, großzügiger Raum, der sich nicht nur in die Höhe erstreckt. Durch das große Fenster hin zu den Bergen wird einem das Gefühl vermittelt, mitten in der Natur zu stehen. Der holzige Geruch tut sein Übriges. „Beim Blick aus dem Schlafzimmer fühlt man sich, als wäre man ganz alleine auf der Welt. Man schaut über den Ort hinweg in die Berge, den Himmel und nachts zu den Sternen. Das ist für mich Freiheit,“ kommt Karl ins Schwärmen. „Die Schlafzimmer sollen die besten Plätze sein, denn schließlich verbringt man in ihnen sein halbes Leben,“ heißt es in Heidis Aufsatz, und so wurde ein großes Augenmerk daraufgelegt.

„Meine Schwester hatte einige Anforderungen an diesen Raum. Sie wollte eine versteckte Ankleidesituation und einen unaufdringlichen Kasten. Neben Schlafen und Ankleiden musste er noch anderen Funktionen dienen,“ sagt Franz. Als Yogalehrerin war es für Heidi

wichtig, einen Raum zu haben, in dem sie Yoga machen kann und einen Rückzugsort findet. Heidi ist mit dem Resultat mehr als zufrieden und stellt fest, dass sie „alles hinbekommen habe, was ich mir gewünscht habe und noch viel mehr. Von der ersten Nacht an in diesem Haus schlafe ich durch. Es ist gigantisch.“

Nicht nur den Wünschen der Erwachsenen wurde der Architekt gerecht, sondern auch denen der drei Kinder. „Ich habe überhaupt als erstes an die Kinder gedacht! Mir war es sehr wichtig, dass sie drei gleichwertige Zimmer erhalten, die jedes für sich auch eine bestimmte Größe bekommen. Als der gebaute Raum vorhanden war, konnten sie selbst entscheiden, wie sie ihn individualisieren möchten,“ sagt der Architekt. Man merkt, dass er ihren Wünschen gerecht wurde, denn sie fühlen sich nicht nur in ihren Zimmern wohl, sondern lieben es genauso die Sterne am Nachthimmel zu betrachten oder den Garten mit Fußballspielen oder Herumtoben zu beleben. Manchmal werden sie von den Hühnern, Schafen oder Eseln des Ortes besucht, oft führt sie der Weg zu ihrer Oma in das Haus gegenüber oder in das ihrer Tante um die Ecke.

Das Haus mit Ort ist wahrlich ein Haus mit Familie. Simpel, aber trotzdem detailreich, offen, aber trotzdem geschützt und mit viel Freiheit, und dennoch gibt es eine spürbare Nähe. „Es ist genau so, wie wir es uns vorgestellt haben,“ sagen Heidi und Karl. Ein Haus mit einer guten Energie, dank der Architektur und der Menschen, die es beleben. Es ist eine Symbiose im besten Sinne des Wortes. Die Vergesellschaftung zweier unterschiedlicher Arten, die für beide Teile vorteilhaft ist. Ein Baukörper, der zum Schutz- und Lebensraum wird, weil eine Familie sich ihn nach ihren Bedürfnissen erdacht hat und sich dadurch aus- und erleben kann. Und gleichsam ist die Familie zur Seele des Objekts geworden, wodurch es erst lebendig gemacht wird.

Text: Nina Prehofer

Fotos: Croce & WIR



Hier wird „wollgefühlt“ und gut gegessen.

Rau wie das Ennstal:

Wolle & Steirerkas

Text: Nina Prehofer
Fotos: Croce & WIR

Winddicht, wasserabweisend, strapazierfähig, knitterfrei und wärmerückhaltend. Nein, wir sprechen nicht von einem PREFA Dach, sondern von den traditionellen, gewalkten Kleidungsstücken von **Gernot Huber** aus Pruggern.

Bereits im 8. Jahrhundert machte man sich den Effekt des Verfilzens von Wolle zunutze, um Tücher herzustellen, die warm halten. Lange wurde mit den Füßen gewalkt – ja, ‚walken‘ kommt tatsächlich vom Englischen *walking* – bis irgendwann erste Walkmühlen in England entstanden. In Pruggern im Ennstal wurde schon vor über 150 Jahren gestrickt und gewalkt. Seit 1929 wird der Betrieb von Gernot Huber und seiner Familie geführt. Schafe sind die Hauptlieferanten und stehen sogar direkt vor dem Haus. Bevor gewalkt wird, muss gestrickt werden – früher mit der Hand, heute mit bis zu 60 Jahre alten Maschinen. Eine äußerst prächtige Maschine ist die mechanische Doppelzylindermaschine *The Komet Knitter*, welche bei unserem Besuch gerade Socken strickt. Gernot ist gelernter Maschinenbauer und hat dadurch das Glück, sich bei jedem Problem selbst helfen zu können. Sogar das Drehen und Schweißen von Ersatzteilen gehört zu seinen Fähigkeiten und ist für seinen laufenden Betrieb von großem Vorteil.

Umweltfreundliches Naturprodukt

Begeisterte Träger des Naturproduktes Wolle schätzen nicht nur die Strapazierfähigkeit und den hohen Tragekomfort, sondern auch die überaus umweltfreundliche Herstellungsweise der Strick- und Walkwaren. Huber Walk ist aus reiner Schurwolle, 100% biologisch

abbaubar und wird unter Einwirkung von reinem Wasser und Wärme gekonnt verfilzt. Erfahrung und Wissen darüber, wie groß ein Handschuh gestrickt werden muss, sind wichtig, um nach dem Walken beziehungsweise Einspringen die gewünschte Größe auch wirklich zu erhalten. Welche Wolle wie sehr einspringt, ist praktisch eine Wissenschaft für sich. Gernot sagt: „Wir haben festgestellt, dass sogar die Mondphasen das Einspringen der Wolle beeinflussen.“ Zwischen 15 und 50 Minuten beträgt die Walkzeit. Eine Besonderheit ist das eigens entwickelte Soft-Walk-Verfahren zur Herstellung von extra weichem Walk. Dies kommt besonders dem beliebtesten Produkt, den grau melierten Walkfäustlingen, zu Gute. Flauschig und angenehm weich kommen sie aus der überdimensionalen großen Waschtrommel. „Wobei ein Jäger, der in der Nacht in der Kälte am Jägerstand sitzt, Stutzen aus rauer Wolle bevorzugt. Das Kratzige regt die Durchblutung an, es wird ihm nicht so schnell kalt,“ erklärt Gernot. Mit viel Liebe und Engagement wird jedes einzelne Kleidungsstück anschließend auf eine entsprechende Holzform aufgespannt und getrocknet, um so letztlich die ideale Passform zu erhalten. „Die Lufteinschlüsse im Walk und das natürliche, wasserabweisende Wollfett ergeben einen isolierenden Wärmeeffekt. Das macht es perfekt gegen Wind und Wetter und zu einer begehrten Garderobe auch weit entfernt von Pruggern,“ erzählt uns Gernot abschließend ein wenig stolz.





Huber Strick- und Walkwarenerzeugung

www.huberwalk.at


Der Steirerkas
schmeckt am besten
auf Bauernbrot mit
Almbutter!

Ennstaler Steirerkas

Die vielen hoch gelegenen Flächen des Ennstals werden in den Sommermonaten seit jeher zur Bewirtschaftung genutzt. Nach einem oft mühsamen Aufstieg bis zur Baumgrenze verbringen die Kühe und Kälber ihren „Urlaub“ auf weitläufigen Almen mit unzähligen Blumen und würzigen Kräutern. Die Kühe produzieren in dieser glücklichen Zeit die fetteste und gehaltvollste Milch, die von Sennern gemolken und in mühsamer Handarbeit verarbeitet wird.

In den oft jahrhundertealten Almhütten erzeugen sie aus der Rohmilch neben Butter, Buttermilch und Topfen auch den begehrten Steirerkas. Nach einer Reifezeit von mindestens vier Wochen bekommt er seine bröselige Konsistenz, die typischen Farben sowie den würzigen Geschmack und intensiven Geruch.

Bergsteiger und Wanderer sind auf den Almen gern gesehene Gäste. Sie gehören zu den Glücklichen, die in den Genuss der frischen Almprodukte kommen. Das im Holzofen gebackene Bauernbrot aus Roggenmehl bildet die Basis für das Steirerkasbrot. Eine große Scheibe Brot vom Brotlaib wird mit Almbutter bestrichen und mit dem bröseligen Ennstaler Steirerkas dick bestreut. Dazu schmeckt am besten Milch, Buttermilch oder Sauermilch.



Ein Video zum Objekt
finden Sie hier:

<https://bit.ly/3jVIWcb>



Der letzte Schliff



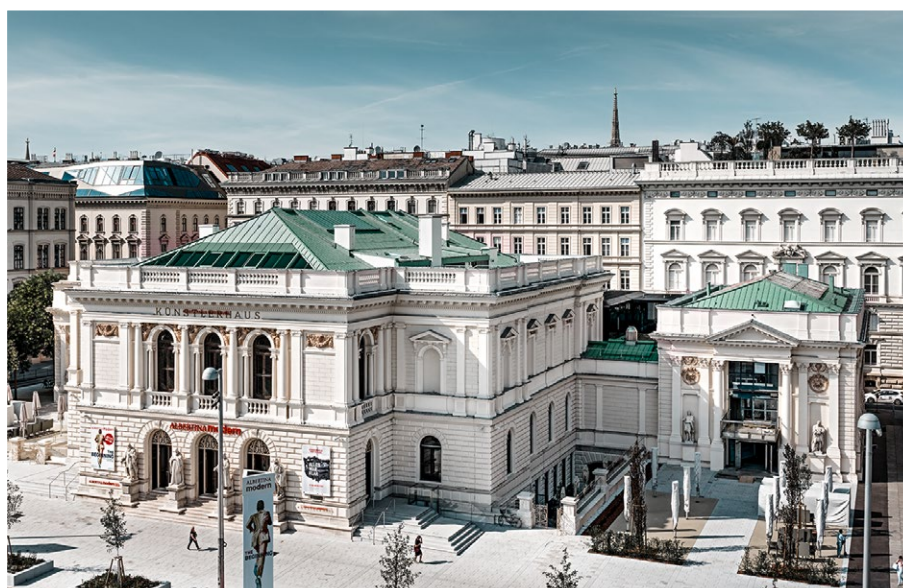
Weitere Fotos finden
Sie hier:

<https://bit.ly/2H8j1PW>



Denkmalschutz rund um den Wiener Karlsplatz

Der letzte Schliff



— 1
Objekt: Evangelische Volksschule, Karlsplatz
Ort: Wien
Produkt: Prefalz
Sonderfarbe: Opalgrün
Architektur: Treberspurg & Partner Architekten ZT, Wien

— 2
Objekt: Zentralfeuerwache Am Hof
Ort: Wien
Produkt: Prefalz
Sonderfarbe: Opalgrün
Architektur: MA 34 Bau- & Gebäudemanagement, Wien

— 3
Objekt: Künstlerhaus
Ort: Wien
Produkt: Prefalz
Farbe: P.10 Patinagrün
Architektur: MHM Architects, Wien

Text: Bettina Landl

Fotos: Martin Croce

Anfang März dieses Jahres eröffnete das Künstlerhaus am Karlsplatz in Wien nach dessen dreijährigem Umbau erneut. Mit einem Dach in Prefalz P.10 Patinagrün fügt es sich in ein denkmalgeschütztes Gebäudeensemble. Bereits 2007 und 2012 wurden das in unmittelbarer Nähe befindliche Evangelische Schulgebäude und die Zentralfeuerwache Am Hof mit einem Prefalz Aluminiumdach in der Sonderfarbe Opalgrün neu eingedeckt. Nach einer Vielzahl an Ein-, Wider- und Zusprüchen erstrahlt seit März nun auch das Künstlerhaus in neuem Glanz.

Am Hof: Die Zentralfeuerwache der Stadt Wien

Mit ihrer dominierenden Stellung in der Organisation der städtischen Feuerwehr und einer Historie, die bis ins Jahr 1562 zurückreicht, sind hier ab Mitte des 16. Jahrhunderts bis heute Löschfahrzeuge und Einsatzkräfte stationiert. Täglich sind an die hundert Personen allzeit einsatzbereit. Neben dem Sitz der Direktion befinden sich hier außerdem die Nachrichtenzentrale und die Dienstführungen der drei internen Funktionssparten sowie unzählige Abteilungen, die den reibungslosen Ablauf garantieren. Im Sommer 2007 stürzte ein für die damals stattfindenden Umbauarbeiten betriebener Turmdrehkran während eines starken Unwetters parallel zur Fassade um. Er landete im spitzböigen Dach- und dritten Obergeschoss des Hauses Nr. 10. Der Schaden war so gravierend, dass im Zuge des anschließenden Wiederaufbaus entschieden wurde, das Dach des gesamten Gebäudekomplexes ebenfalls rundum zu erneuern.

Karlsplatz Nr. 14: Evangelisches Schulgebäude

Erbaut wurde es von 1860 bis 1862 unter der Leitung von Theophil Hansen, der sich auch für die Gestaltung des Parlaments verantwortlich zeichnete. Beherbergt sind gleich mehrere Einrichtungen: das Evangelische Tagesheim, eine Dependance der renommierten Johann Sebastian Bach Musikschule, eine Mittelschule für 10- bis 14-Jährige sowie eine Volksschule mit zwölf Klassen und progressivem Lehrplan. Im Zweiten Weltkrieg kam es beinahe zu einer kompletten Zerstörung, weshalb sich der Wiederaufbau unter dem Superintendenten Mag. Georg Traar nur mit Hilfe einer Spendenaktion bewerkstelligen ließ. Dies dauerte bis in die 1960er Jahre hinein. Im Jahr 2012 konnten rechtzeitig vor der 150. Jahresfeier des Hauses alle baulichen Maßnahmen einer nachhaltigen Sanierung abgeschlossen werden.

Wandelbare Geschichte(n)

Im Laufe seines Bestehens hat das Künstlerhaus viel erlebt. Die einstige Finanzierung, ausschließlich durch Private, gelang nach einem ausgeklügelten Stifter- und Gründersystem des ersten Präsidenten der Künstlervereinigung Friedrich Stache und ermöglichte den Bau nach Plänen von August Weber 1865 bis 1868 im Stil der italienischen Renaissance. Das Künstlerhaus, nach

zeitgenössischen Berichten ein „Kunstpalast“, stand ursprünglich wie eine Villa mitten in einem Park am Ufer des Wienflusses. Im April 1869 wurde die erste große Internationale Kunstausstellung eröffnet. Seither erfolgten mehrere Erweiterungs- und Umbauten im Innen- sowie Außenraum, des Öfteren wurde es fast abgerissen, lange um dessen Sanierung gekämpft und jetzt schließlich mithilfe von Hans Peter Haselsteiners finanziellem Engagement „neu errichtet.“ Mit seiner Familienprivatstiftung ermöglichte der Industrielle und Kunstmäzen die Generalsanierung, welche nicht unumstritten war. Neben Kontroversen bezüglich der Vorgehensweise und der anschließenden Nutzung stieß dies dennoch eine wichtige Debatte zum Thema Denkmalschutz (in Österreich) an. Das Ergebnis: Eine salonfähige Lösung für Kulturdenkmäler allerorts, denn angesichts des umfassenden historischen Erbes – nicht nur in Wien – stellt der Erhalt jedweder historischer Gebäude ohne Zweifel eine facettenreiche Herausforderung der Zukunft dar.

Alle(s) unter einem Dach

Statuen von Velázquez, Bramante, Tizian und da Vinci säumen das Eingangsportal. Nicht nur von außen beeindruckt die imposante Architektur, auch den Innenräumen wurde im Zuge der Instandsetzung ein neuer Anstrich verpasst. Die Dreifarbigkeit der Fassade wurde wiederhergestellt, der Terrazzoboden im Foyer rekonstruiert, ebenso die Dekorelemente und die Deckenmalereien. Die Gebäudeteile schillern in jener Buntscheckigkeit, die der Architekt August Weber einst eronnen hat. Die Ausstellungsräume bieten mehr Fläche als die Außenfassade des Hauses erahnen lässt, denn auch der Kellertrakt wurde erweitert. Das Obergeschoss hat durch die *Factory* Raum hinzugewonnen und macht damit etwa ein Drittel der Fläche aus. Das gesamte Gebäude ist barrierefrei zugänglich, technisch *state of the art* und wird in Zukunft nicht nur von der Künstlerhaus Vereinigung, sondern auch von der Albertina als eine weitere Dependance bespielt. Die sich neu zu etablierende „Albertina Modern“ im Erd- und Untergeschoss widmet sich der zeitgenössischen Kunst ab 1945, welche sich zu einem großen Teil an der bis 2044 an sie übergebenen Dauerleihgabe der Sammlung Essl bedienen wird.

Nicht nur Fassade

„Das denkmalgeschützte Bauvorhaben wurde stets in Zusammenklang mit dem Bundesdenkmalamt realisiert,“ schildert Begim Ramceski, der als technischer Gruppenleiter von STRABAG von Anfang an als Bauausführender beteiligt war. „Als mögliche Dachlösung schlug der Spengler eines der PREFAL Produkte vor, was bei der Bauherrschaft sofort Anklang fand. In einem nächsten Schritt wurde es vom Bundesdenkmalamt für sehr geeignet befunden und schließlich bewilligt. Die einzige Alternative dazu wäre ein originalgetreues Kupferdach gewesen, doch man kann diese beiden Optionen preislich nicht vergleichen. Aus diesem Grund fiel die Entscheidung einstimmig auf das Prefalz Dach. „Es gab Vergleiche mit bisher umgesetzten Bauprojekten, die sehr überzeugend waren,“ erklärt Ramceski. Das Dach wurde originalgetreu renoviert und erfüllt alle vom Bundesdenkmalamt vorgegebenen Kriterien. „Die Silhouette entspricht genau der ursprünglichen. Die alte Tragstruktur ist noch erhalten, wurde jetzt einfach neu verpackt und konserviert,“ ergänzt Ramceski und

betont dabei dessen nachhaltigen Nutzen. „Ein solches Dach stellt eine gute Lösung für sanierungsbedürftige Baudenkmäler dieser Kategorie dar. Es ist optisch sehr ansprechend, weil es Kupfer ähnelt und dazu äußerst langlebig ist,“ betont er dessen funktionale als auch ästhetische Bedeutung, auch wenn das Projekt einige Tücken bereithielt. „Aufgrund der Architektur des Gebäudes und der Struktur des Daches war dessen Neugestaltung sehr herausfordernd, da es viele Spenglerdetails zu berücksichtigen gab. Es mussten statische Maßnahmen durchgeführt werden und es waren viele Sonderlösungen notwendig,“ bekundet Ramceski abschließend.

Neue Perspektive(n)

Die historischen Bauwerke und Kirchen in der Wiener Innenstadt mit ihrer besonderen Patina prägen das UNESCO-Weltkulturerbe. Damit sich auch in Zukunft diese spezifische Erscheinung bewahren lässt, passt sich das Produkt Prefalz in P.10 Patinagrün an die umliegenden Gebäude an und geht behutsam mit dem großen Erbe um. Aufgrund des geringen Gewichts und seiner Beschaffenheit eignet es sich hervorragend zur Verarbeitung und Eindeckung älterer Dachkonstruktionen, da es leicht zu biegen und zu falzen ist. Wartungsfrei sind die Dachkonstruktion und die Fassade vor Witterungseinflüssen geschützt, sodass sich der Einsatz auch langfristig positiv auf die Lebensdauer des Gebäudes auswirkt. Optisch ist kaum ein Unterschied auszumachen. Schlüsselargumente sind das matte und edle Aussehen sowie die optisch ähnliche Anmutung zum Grünspan des traditionsreichen Materials Kupfer. Somit können die charakteristische Optik bewahrt und gleichzeitig alle aktuellen Normen und Fachregeln berücksichtigt werden.

Umgang mit dem kulturellen Erbe

Die Idee des Schutzes des kulturellen Erbes reicht zum Teil weit in die Vergangenheit zurück. Im 18. Jahrhundert gab es unter Maria Theresia einen Erlass, römische Grabsteine vor dem Verfall bzw. Verlust durch Einmauern in Kirchenfassaden zu schützen. Anfang des 19. Jahrhunderts wuchs im Bürgertum neben dem aufkeimenden Interesse an der eigenen Vergangenheit auch jenes am gebauten Erbe. 1923 wurde das österreichische Denkmalschutzgesetz erlassen, das – abgesehen von wenigen Änderungen – grundsätzlich bis heute seine Gültigkeit hat und die authentische Bewahrung des kulturellen Erbes als unersetzliches Kapital für die Zukunft sicherstellt. Mittlerweile stehen in Österreich rund 37.600 Objekte unter Denkmalschutz, insgesamt sind das etwa 1,8% der gesamten Bausubstanz. Für deren Erhalt gibt es klare Vorgaben, die insbesondere bei Sanierungsarbeiten zu beachten sind. Dass der Entschluss im Falle der Zentralfeuerwache, des Schulgebäudes und des Künstlerhauses auf ein Dach aus Aluminium von PREFAL fiel, ist vielversprechend. Es verleiht diesen Bauwerken unverkennbar den letzten Schliff. Auch in anderen europäischen Großstädten dürfte dies auf Interesse stoßen, denn im Hinblick auf eine rücksichtsvolle und optisch adäquate Dachrenovierung denkmalgeschützter Bauten besteht hier eindeutig großes Potenzial.

Vorstellung: Österreichische PREFARENZEN Botschafterin Ursula Obernosterer

Wie und wann bist du bei PREFA gelandet?
Ich kannte das PREFA Team schon längere Zeit, da PREFA in meiner vorhergehenden Tätigkeit ein Kunde von mir war. Bei den regelmäßigen Gesprächen herrschte immer eine sehr gute Chemie und ein guter Austausch. Als es dann strukturelle Veränderungen bei meinem ehemaligen Arbeitgeber gab, war es für mich der richtige Zeitpunkt das Angebot von PREFA anzunehmen und hier eine neue Aufgabe zu übernehmen. Und so bin ich nun seit November 2017 bei PREFA.

— Du warst gleich von Anbeginn an für die umfangreiche fachliche und individuelle Beratung und Betreuung von Architekturbüros verantwortlich. Welche Vorteile bringt es für dich persönlich und für das Unternehmen, wenn man bei der Planung von Großprojekten von Anfang an eingebunden ist?

Ich denke die Objekt- bzw. Architektenberatung ist deshalb so entscheidend und wertvoll, weil es heute im Bauen immer mehr Entscheidungsträger gibt und die Vorgänge an Komplexität zugenommen haben. Was man am Anfang übersieht oder nicht berücksichtigt, kann zu einem späteren Zeitpunkt im Bauverlauf nur mit einem in Relation viel höheren Aufwand geändert oder korrigiert werden. Wir sehen uns als starke Begleiter im gesamten Bauprozess. Das muss also bedeuten, dass wir nicht nur unsere direkten kaufenden und verarbeitenden Kunden betreuen, die am Ende der Kommunikationskette stehen, sondern zudem auch die planenden und ausschreibenden Akteure wie Architekten und Baumeister selbst. So tragen wir dazu bei, dass es für ein Projekt mit einer Gebäudehülle von PREFA ein jederzeit abrufbares Know-how gibt. Das sichert Qualität. Und natürlich macht es jedem von uns Freude, bei spannenden Projekten mit dabei zu sein, und seiner Familie und seinen Freunden dann erzählen zu können: „Hier war ich beteiligt, das war *mein* Projekt.“

— Woher stammt dein Interesse für Architektur? Bist du familiär vorbelastet?

Mein Vater war Kunsterzieher und ist seit jeher ein kreativer Mensch, der aus Papiermasché oder Ton Figuren formt und gerne zeichnet. Also sind wir als Kinder jeden Tag bei ihm im Büro gesessen und haben gezeichnet. Dazu kamen ein paar Freunde der Familie, die Architekten waren, und die ich irgendwie immer bewundert habe. Ein weiterer Impuls, warum ich mich dann für ein Architekturstudium entschieden habe, war als ich meinem älteren Bruder, der bereits Architektur studierte, bei seinen Aufgaben für „künstlerisches Gestalten“ zusah – das hat mich neugierig gemacht.

— Wo hast du dein Studium absolviert? Welche Themen standen im Mittelpunkt?

Ich habe in Graz Architektur studiert, im zweiten Abschnitt ein Erasmussemester in Florenz gemacht und

das Studium dann 2004 in Graz mit einer Diplomarbeit zum Thema „Leere Lokale“ absolviert. Da ging es um neue Nutzungsstrategien für leerstehende Geschäftslöcher und den Umgang mit öffentlichem Raum. Das Thema der Stadtentwicklung hat mich damals wie heute sehr interessiert. Leider ist diese Thematik der Leerstände mehr als zehn Jahre später immer noch so brandaktuell wie damals.

Ich war also mehr am Thema der Stadt und ihren Akteuren interessiert, da beschäftigt man sich gerne auch mit Soziologie. Das klassische Planen von Hochbaudetails war damals weniger in meinem Fokus. Berufsbegleitend habe ich dann gut zehn Jahre nach Abschluss des Architekturstudiums noch den viersemestrigen Business Manager gemacht. Das war super spannend, weil es einem eine betriebswirtschaftliche Basis gibt, wodurch man ein Verständnis erlangt, das man in jedem Unternehmen gut gebrauchen und anwenden kann.

— Wo hast du deine praktischen Erfahrungen gemacht?

In den ersten Jahren meines Architekturstudiums hatte ich Ferialjobs, bei denen ich beispielsweise Bewehrungspläne in einem technischen Büro in Klagenfurt gezeichnet habe. Ein anderes Mal durfte ich für ein technisches Büro aus Wien einen Einreichplan für ein Tanzstudio erstellen. Oder aber bei einem Salzburger Architekten, noch händisch zeichnend, dabei behilflich sein, einen Flächenwidmungsplan für die Gemeinde Wals-Siezenheim zu gestalten. Später im Studium habe ich dann im Grazer Büro Saiko in Teilzeit gearbeitet – da waren es eher Projekte im Bereich Research, Kultur und Stadtentwicklung, an denen ich beteiligt war. Nach Abschluss meines Studiums habe ich mich dann wagemutig selbstständig gemacht mit der „Gemischtwarenhandlung Stadt“ und habe selbst kleinere Projekte im Bereich Stadt und Kultur umgesetzt. Das Integrierte Kulturstättenkonzept für die Stadt Graz war genauso dabei wie die temporäre Zwischennutzung eines leerstehenden Lokals als Bühne für junge Kreative in der Grazer Innenstadt. Dabei habe ich extrem viel gelernt, was auch später wichtig war für mich, wie zum Beispiel Akquise, Konzepterstellung, oder der Umgang mit verschiedenen Anspruchsgruppen.

— Ist oder war es jemals ein Thema als selbstständige Architektin zu agieren?

Schon im Studium habe ich geahnt, dass ich nicht den klassischen Weg eines Architekten gehen werde, da mich die vorhin beschriebenen Themen doch mehr interessiert haben und ich wahrscheinlich auch nicht die Geduld habe, um bei der Ausarbeitung eines Fensterdetails in die Tiefe zu gehen. Umso mehr habe ich vor denen Respekt, die hier stark sind und ins Detail gehen können. Als Vermittlerin zwischen Architektur und Industrie fühle ich mich schon am richtigen Platz.

— Kann man dich als Teamplayer bezeichnen?

Ich denke ja. Ich habe auch in meiner Selbstständigkeit – da war ich zwar eine One-Woman-Show – oft in interdisziplinären Teams gearbeitet und das macht gewissermaßen den Reiz aus. Im Team zu arbeiten kann fordern, bringt aber auch Abwechslung.

— Du bist seit drei Jahren zudem für den Gesamterfolg deines neunköpfigen Teams verantwortlich. Mit welchen Aufgaben hast du dabei unmittelbar zu tun?

Es geht zuerst darum, gemeinsam den Markt einzuschätzen und dann zu definieren, wie wir als Vertriebsteam in diesem agieren wollen, welche Leistungen wir anbieten wollen, wo wir Schwerpunkte gesetzt sehen wollen, etc. So ergeben sich Ziele, die definiert, im Auge behalten und natürlich laufend abgeglichen werden müssen. Die Tätigkeit ist sehr vielseitig. Es geht um Führung, um Zusammenarbeit mit anderen Abteilungen wie dem Marketing, um Unterstützung bei besonderen Bauvorhaben, genauso wie um das Entwickeln neuer PREFA Architekturformate wie der PREFARENZEN Architekturreise oder der PREFARENZEN Pre-Opening Eventserie.

— Ist es bei Bedarf schwierig zusätzliche, gut qualifizierte Mitarbeiter zu finden, die euren Anforderungen entsprechen?

Klares Ja! Ich habe in den letzten zwei Jahren vier neue Mitarbeiter ins Team aufgenommen und dabei teilweise über ein Jahr gesucht. Das Warten und Suchen hat sich in allen vier Fällen absolut ausgezahlt und es war durchaus eine Hilfe, dass wir als PREFA eine starke Marke sind, die attraktiv für Arbeitnehmer ist. Das Thema Employer Branding ist ein sehr spannendes, wie ich meine. Dazu habe ich meine Master-Thesis in meinem zweiten Studium geschrieben, mit der Kernaussage, dass es einen Wandel gibt. Unterstützt durch die demographische Entwicklung dreht sich der Spieß zunehmend um: Haben sich früher Menschen bei Firmen beworben, so bewerben sich jetzt Firmen bei gut ausgebildeten Menschen.

— Welche Fähigkeiten setzt du voraus und welche kannst du neuen Kollegen vermitteln?

Ich denke man muss immer das gesamte Team und Unternehmen betrachten und überlegen, wer passt dazu. Ein Hochleistungsteam soll und darf bunt gemischt sein – vom Alter, von der Ausbildung und von der Herkunft der Mitarbeiter her. Im Idealfall lernen die Kollegen voneinander und inspirieren sich gegenseitig. Was mir wichtig ist, ist Ehrlichkeit und dass jemand wirklich brennt für die Sache. Der Vertrieb hat ja gerade bei Architekten manchmal einen nicht so guten Ruf. Da ist es mir doppelt wichtig, dass nicht „geblendet“ wird, sondern dass jemand solide, sympathisch und sehr lernwillig ist. Niemand ist in seinem Beruf auf die Welt gekommen. Fachliches kann man erlernen, wenn man so will, die Persönlichkeit und die Manieren müssen aber grundsätzlich stimmen.



— **Wie wird PREFA als Marke bei Architekten und Planern wahrgenommen?**

Diese Wahrnehmung war vor zehn Jahren sicher anders als heute. PREFA hat ja nicht von Anfang an Architektenberatung angeboten. Als man in Österreich damit begonnen hat, war es sicherlich nicht einfach für unsere Objektberater. Unser Sortiment war überschaubarer und das Dach war ein klarer Schwerpunkt. Es gab noch nicht so viele dokumentierte Architekturreferenzen und so war es sicher nicht so einfach, einen Termin bei Architekten zu bekommen. Inzwischen hat sich viel getan. Unser Sortiment ist gewachsen, die Möglichkeiten der Gestaltung sind somit größer und wir haben eine starke Mannschaft, die ausschließlich im Bereich der Planung berät. Das und unzählige international realisierte Referenzobjekte sowie ein zielgruppenorientiertes Marketing machen unsere Schultern breit und wir sind – auch auf Grund unserer kompetenten Beratung – bei Planern gerne gesehen.

— **Glaubst du, dass es aus der Sicht von Architekturschaffenden bestimmte Mehrwerte gibt, die PREFA von anderen vergleichbaren Marken positiv abhebt?**

Ja, unbedingt! Hier können wir schon selbstbewusst sein und sagen, dass wir ein Komplettsystem bieten, das einzigartig ist: Wer möchte, kann die gesamte Gebäudehülle – Dach, Fassade, Dachentwässerung bis hin zu, falls nötig, einem teilmobilen Hochwasserschutz – aus einer Hand und einem Material, Aluminium, von uns haben. Unsere Produkte sind bis ins letzte Detail entwickelt, gerade wenn man mit dem PREFA Kleinformat arbeitet, ist es wie Lego für Große und bietet dem Planer, wenn er möchte, eine echte Spielwiese aus verschiedenen Formaten und Farben, an denen er sich bedienen kann.

— **Beim Aufbau von PREFARENZEN als Kommunikationsplattform für Architekten arbeitest du eng mit dem PREFA Marketingteam zusammen. Welche Ideen stecken hinter der Plattform PREFARENZEN?**

Wir möchten mit PREFARENZEN eine eigene Plattform und Ansprache für designaffine, architekturinteressierte Bauherren, Planer und Architekten schaffen und hier herausragende, mit PREFA realisierte Objekte sowie deren Planer auf die Bühne holen und ins Rampenlicht stellen. Blicke hinter die Kulissen ermöglichen und erfahren, wie es zu den Projekten kam, verstehen, wer die Menschen und Geschichten dahinter sind und ganz nebenbei unseren „Freundeskreis“ erweitern, uns auf PREFARENZEN Veranstaltungen kennenlernen, treffen, austauschen und voneinander lernen.

— **Breitet sich das Bewusstsein für diese Sub-Marke auch in den anderen Ländern aus?**

Je nachdem wie lange wir in unseren unterschiedlichen Ländern und den dazugehörigen Märkten schon aktiv sind, variiert unser Bekanntheitsgrad. Eines aber zeigt sich sehr schön: Das Interesse an neuer Architektur kennt keine Grenzen und Architekten freuen sich in Island genauso wie in Frankreich oder Ungarn, wenn sie ein Teil der PREFARENZEN werden. Unser jährlich erscheinendes Architekturbuch ist ja besonders deshalb interessant, weil sich durchaus regionale Baustile erkennen und deuten lassen. So sehen skandinavische Objekte, die mit PREFA realisiert wurden, anders aus als solche, die in Italien realisiert wurden. Diese Vielfalt ist äußerst spannend.

— **Haben Architekten die Möglichkeit sich proaktiv an PREFARENZEN zu beteiligen?**

Ja, unbedingt! Reichen Sie Ihre Beiträge ein! Die Plattform für Projekteinreichungen ist ganzjährig geöffnet und es können mit PREFA realisierte Objekte eingereicht werden, genauso wie Konzepte oder visionäre Entwürfe. Wir freuen uns über „Futter“ für unser jährlich erscheinendes Architekturbuch, für unser Print-Journal und unser Online-Magazin. Wir selbst kennen ja oft nur einen Bruchteil der Objekte, die mit unseren Produkten realisiert werden.

— **Gibt es schon Ideen zum Programm für das nächste Jahr?**

Ich denke wir werden weiter am Dialogformat arbeiten, an der Auswahl der PREFARENZEN für das jeweils nächste Jahr. Hier soll es eine weitere Öffnung geben und wir möchten das Auswahlgremium noch internationaler gestalten.

— **Welche Bedeutung hat für dich das PREFARENZEN Architekturbuch?**

Es ist der Beginn der PREFARENZEN Geschichte und die Basis für den jetzigen Status der Plattform. Ich erinnere mich noch gut daran, als ich es das erste Mal in die Hände bekommen habe – damals war ich noch nicht bei PREFA und war sofort schwer beeindruckt von der Qualität dieses Buches und der darin abgebildeten Objekte. Es ist aus meiner Sicht eine geniale Form der Inspiration, die wir unseren Kunden geben können, und es eignet sich zudem für die entspannte Lektüre am Abend auf der Couch – auch das ist eine Qualität.

— **Was versprichst du dir vom neuen PREFARENZEN Journal und vom Online-Magazin?**

Es ist aus meiner Sicht die konsequente Weiterentwicklung einer gezielten Kundenansprache. Wir haben doch sehr unterschiedliche Kundengruppen. Verarbeiter brauchen oft sehr technische Unterlagen. Auf diesem Gebiet sind wir bereits sehr gut aufgestellt. Aber bevor es ins Detail geht, braucht der eine oder andere doch noch Inspiration, bevor er in die Planung gehen kann. Und diesen Bereich der Inspiration bedienen die beiden Formate. Zusätzlich erlauben wir uns auch *out-of-the-box* Beiträge zu publizieren, die nicht immer 100% PREFA zeigen, weil wir verstehen, dass es auch Themen gibt, die relevant sind, bei denen wir eventuell aber nur im Hintergrund stehen.

— **Was hat PREFARENZEN mit Kreativität zu tun?**

PREFARENZEN soll zeigen, was alles möglich ist in der Architektur, soll inspirieren und Lust auf das Arbeiten mit Aluminium, mit unseren Produkten machen und auch den Blick über den Tellerrand erlauben. Kreativität hat mit Vielfalt zu tun und die möchten wir unseren Kunden auch bieten. Kreativität heißt neue Wege gehen – und wir möchten Menschen zeigen, die dies mit ihren Projekten schon tun.

— **Du wohnst in Wien, arbeitest in Marktl und bist in ganz Österreich mobil unterwegs. Wie sieht bei dir ein Arbeitstag oder eine Arbeitswoche aus? Wie viele Nächte pro Jahr verbringst du in Hotels?**

Ich bin froh, diese Frage nicht so einfach beantworten zu können, weil meine Tage und Wochen je nach Saison durchaus unterschiedlich aussehen. Und diese Abwechslung schätze ich. Aktuell finden auf Grund von COVID-19 keine Messen oder größere interne wie auch externe Meetings oder Tagungen statt, daher bin ich viel in unserer Zentrale in Marktl und mache meine Arbeit von da aus. Vor Corona war ich regelmäßig österreichweit unterwegs, um Kunden zu besuchen, mich mit Mitarbeitern und Kollegen abzustimmen, Veranstaltungen zu organisieren, an Meetings und Messen teilzunehmen. Gerade in einem „normalen“ Frühjahr fällt da schon einiges an Reisetätigkeit an, und wenn Messesaison ist und wir unsere Meetings und regionalen Besprechungen zum Jahresauftakt machen, kann es schon vorkommen, dass man mehrere Nächte pro Woche auswärts schläft. Da ich eine Fernbeziehung führe, ist auch am Wochenende oft Kofferpacken angesagt – ich bin da also schon sehr routiniert und das Reisen gehört zu meinem Alltag.

— **Offensichtlich achtest du auf deine Gesundheit. Wie hältst du dich fit?**

Ich glaube Gesundheit und Fitness beginnen im Kopf. In meinem Kopf bin ich deutlich jünger als auf dem Papier. Sportlich gesehen bin ich keine Rakete, mache gemäßigt Sport, gehe ins Fitnessstudio und ernähre mich bewusst, esse gerne low-carb, etc. Und bei aller Konsequenz: Wenn die Runde passt, darf es auch einmal mehr als ein Glas Wein sein.

— **Bleibt dir noch genug Zeit um anderen Interessen nachzugehen?**

Gute Frage. Zeit für echt intensive Hobbies habe ich nicht. Brauche ich aber auch nicht, weil meine Aufgabe mir Freude macht und mich ausreichend fordert. Mit meinem Partner reise ich sehr viel und bin so häufig unterwegs.

— **Du bist gebürtige Kärntnerin und hast in der Steiermark Architektur studiert. Welcher schmeckt dir besser? Der Kärntner Glundnerkas oder der Steirerkas aus dem Ennstal?**

Eindeutig der Steirerkas! Ich bin kein Freund vom Kümmel im Glundnerkas. Ich muss allerdings gestehen, dass ich nicht wusste, dass der Steirerkas aus dem Ennstal kommt. Aus der Kärntner Küche steh' ich aber sehr auf die Kärntner Kasnudln.



Foto: Croce & WIR

PJ Word Rap

mit URSULA OBERNOSTERER



- Berg oder Tal? — **Berg**
- See oder Meer? — **Meer**
- Sommer oder Winter? — **Sommer**
- Mild oder scharf? — **Mild**
- Strom oder Wasserstoff? — **Strom**
- Fisch oder Fleisch? — **Fisch**
- Tee oder Kaffee? — **Kaffee**
- Bier oder Wein? — **Wein**
- Kochen oder speisen? — **Kochen**
- Sand oder Fels? — **Fels**
- Alpin oder Wasserski? — **Alpin**
- Melone oder Kürbis? — **Melone**
- Mac oder PC? — **PC**
- Local oder global? — **Glocal ;-)**
- Lesen oder hören? — **Hören**
- Kino oder Theater? — **Theater**
- Zug oder Flug? — **Flug**
- Fahren oder beifahren? — **Beifahren**
- Pool oder Teich? — **Pool**
- Katze oder Hund? — **Weder noch**
- Bügeln oder putzen? — **Bügeln**
- Weizen oder Roggen? — **Roggen**
- Ost oder West? — **West**
- Nord oder Süd? — **Süd**

Interview: Jan Werner

Verantwortung übernimmt in Zukunft der Algorithmus?

Architekturausbildung im Spannungsfeld von Customisation und Digitalisierung im Bauwesen

Architekten, Handwerker und Industrie bauen zwar gemeinsam Häuser, aber in der Ausbildung gehen sie noch immer getrennte Wege. In einer komplexen und digitalisierten Zukunft können wir uns das nicht mehr leisten. Der Architekt und Dozent Dr. Jan-Michael Werner steht deshalb für eine engere Verbindung von Entwurf und Bautechnik. Er schlägt ein duales Studium für angehende Architekten vor, um kommende Herausforderungen in der Bau- und Planungspraxis zu meistern. Gemeinsam mit PREFARENZEN wagt der Architekt deshalb den Ausblick auf potentielle Entwicklungen.

„Die Praxis ist ein guter Lehrmeister“ und „ohne Basiswissen in der Bautechnik geht es nicht. Am besten wäre ein duales Studium für Architekten,“ lässt Jan Werner durchblicken, nachdem er lange über die Baukunst und Bautechnik im Allgemeinen gesprochen hat.

Jan Werner ist Architekt, promoviert und Dozent an der Fachhochschule Joanneum in Graz. Sein Weg in Sachen Ausbildung und Studium war eher ungewöhnlich. Er ist ausgebildeter Zimmermann und studierte neben Architektur an der Technischen Universität Graz auch Philosophie. „Aus heutiger Sicht,“ sagt er, „ist genau diese Themenvielfalt immer wieder ein Gewinn in der Praxis.“ Nicht nur, dass er sich deshalb in viele seiner Kunden leichter hineinversetzen kann, er hat sich auch angewöhnt über die reine Dienstleistung hinaus zu denken und sich intensiv mit den Potenzialen der Architekturausbildung zu beschäftigen.

Der entscheidende Vorteil

Die Ausbildung von Architekten ist auf lange Sicht für alle an der Baubranche Beteiligten ein relevantes Thema. Herausforderungen der Zukunft müssen im universitären Programm aufgegriffen werden. Dabei geht es um die Vermittlung der Komplexität von Architektur. Architektur ist eine gemischte Disziplin, die laut Werner den Generalisten braucht. Man muss mit den Entwicklungen in Industrie und Handwerk ebenso mithalten können, wie man sich der gesellschaftlichen Dimension der Arbeit bewusst sein sollte. Nach dem Studium stehen Kommunikationsfähigkeit und argumentative Überzeugungskraft im Mittelpunkt der Arbeit von Architekten. „Wir entwerfen nicht für uns selbst,“ formuliert Jan Werner „sondern für andere. Raum ist die Wirkung auf jemand anderen und ein breites Verständnis unterschiedlicher Standpunkte und Interessen ist oftmals der entscheidende Vorteil im Arbeits- und Umsetzungsprozess. Man verliert den Kontext und die Wirkung der eigenen Entscheidungen nicht so schnell aus dem Blick.“

Zunehmende Komplexität bewältigen

Während sich in anderen Fächern ohne weiteres duale Bildungswege abzeichnen, scheint das in der Architekturausbildung nicht so zu sein. „Ich bin der Meinung,“ so Werner, „dass man das Studium noch stärker mit der praktischen Ausbildung subsumieren könnte.

Aber bisher wurde leider, trotz konkreter Ideen und Konzepte, ein dualer Studienplan nicht umgesetzt.“ Jan Werner hat sich schon mehrfach für eine solche Veränderung stark gemacht. Bestehende Studienansätze wie z. B. an der Fachhochschule Joanneum bewertet er deshalb als positiv. „Die Studierenden arbeiten im letzten Bachelorsemester 15 Wochen verpflichtend in einem Architekturbüro. Das zeigt erfahrungsgemäß sehr große Wirkung. Studierende merken meist erst dann, wozu sie die einzelnen Studienfächer absolviert haben.“ Warum sollte man also auf eine engere Verknüpfung von Baupraxis und Bautheorie setzen? „Veränderte Lebensumstände und Lebensumfelder bringen auch ein verändertes Bauwesen mit sich. Wie man die neue Generation auf genau diesen Wechsel vorbereitet ist in der Lehre die eigentliche Herausforderung.“



In Zukunft steigt zudem die reale Komplexität im Bauwesen. Die Industrie 4.0 ermöglicht und verlangt nicht nur eine vollständige Digitalisierung, sondern braucht auch anders ausgebildete Leute. Dabei könnte ein besserer Einblick in die Entwicklung der industriellen Herstellungsverfahren und mehr Erfahrung in digitalen Prozessen für Architekten durchaus hilfreich sein.

Neue Bauprozesse, anderes Wissen

Jan Werner erzählt vom schwedischen System das zeigt, wie es gehen kann. In Schweden sind Industrie und Universitäten eng verknüpft. Ein großer Teil der Lehre und Forschung wird in Zusammenarbeit mit den Entwicklungsabteilungen der Hersteller umgesetzt. Dadurch entstehen neue Verfahren, neue Produkte und auch ein neues räumliches Denken. Das könnte auch in Österreich funktionieren, zum Beispiel in der Materialforschung. Wenn in Zukunft die Möglichkeit besteht mit 3D-Druck ganze Gebäude inklusive Fenster, Leitungen und Haustechnik auf der Baustelle zu drucken, dann werden Architekten auch anders entwerfen können. Jan Werner vergleicht das mit einem normalen Tintenstrahldrucker, „wie Tintenpatronen tauscht man dann das Druckmaterial aus. Glas, Beton, Holz – das alles wird druckbar sein. Um diese Prozesse auf der Baustelle neu zu gestalten, muss sich die Rolle der Architekten ändern.“

Die Entwicklung führt weg von den zweidimensionalen Zeichnungen, die Architekten und Architekturstudierende bisher nutzen. Klassische Schnitte, Ansichten und Grundrisse werden verschwinden. Die direkte Datenverarbeitung durch 3D-Verfahren und Robotik ermöglichen ein anderes Bauen und dadurch andere Gebäude. „Es wird kaum Gründe geben, warum der Strom in Zukunft immer noch aus einer Steckdose kommt. Warum sollte Strom demnächst nicht durch die Wandfläche übertragen werden?“ gibt Jan Werner zu denken. Das erste Mal in der Geschichte seien wir an dem Punkt, „wo die komplette Industrialisierung der Architektur greifbar ist. Das könnte auch neue Branchen hervorbringen, und Themen wie Haut und Organismen sind dann wieder wichtig für die Architektur.“

Bisher galte ein Gebäude als Ganzes kaum industrialisierbar.

Wenn, dann bezogen sich Entwicklungen meist auf einzelne Produkte, die auf klassisch organisierten Baustellen zum Einsatz kommen. „Stattdessen,“ erwähnt Jan Werner, „wird in Zukunft die Industrialisierung des Gebäudes als Produkt normal sein. Auch wenn weiterhin jeder Ort, jedes Baufeld ein Prototyp bleibt, werden Technik und Industrie in der Lage sein individuelle Entwürfe durch adaptive Systemen zu realisieren.“

Teams statt Stararchitekten

Während Sportschuhe und Klamotten, Handys und Möbel dieses Konzept der Customisation und der digitalisierten Produktion bereits umsetzen, ist das für viele der Architekten noch unvorstellbar. „Den architektonischen Entwurfsprozess dürfte in Zukunft dennoch ein Algorithmus übernehmen können, sobald sich auch im Bauwesen die digitale Produktion durchsetzt,“ was keine Katastrophe für Jan Werner wäre, aber mit einem Rollenwechsel für die Architekten verbunden sein müsste. „Es wird Teams in unterschiedlichen Zusammensetzungen brauchen, die gemeinsam an realisierbaren Projekten arbeiten. Nicht der Einzelne, sondern das Team als Ganzes stellt sich den komplexen Bauaufgaben.“ Auf diese Art der Zusammenarbeit ist die aktuelle Ausbildung von Architekten in Österreich noch nicht ausgerichtet. „Deshalb wäre eine engere Verbindung von Herstellern, Industrie und Planungsbüros mit den Hochschulen für die jüngere Generation existenziell,“ so Werner. Ob das in den heutigen Studiengangs-Strukturen möglich ist bezweifelt er allerdings.

Zeitnah müsste sich seines Erachtens strukturell an den Hochschulen etwas ändern, um zu vermeiden, dass sich weiterhin eine Art blinder Fleck in Sachen Wirtschaft, Kommunikation und Innovation in der Architekturausbildung ausbreitet.

„Teams aus Leuten, die sich aus vielen thematischen Bausteinen ein individuelles Studium zusammenstellen und dann gemeinsam durch Zusammenarbeit komplexe Bauaufgaben lösen,“ ist Werners Vision für eine zukunftsfähige Architekturausbildung. Eine Vision an deren Umsetzung sein Team mit voller Energie arbeitet.

Text & Interview: Claudia Gerhäuser
Foto: Croce & WIR

Aluminium mit Sternchen*

Gut aussehen allein reicht heute nicht mehr. Wer etwas auf sich hält, punktet auch ökologisch. Mit der jüngsten eco2-Zertifizierung zeigt PREFEA, dass sie beides kann, weil sie das Thema Recycling ernst nimmt.

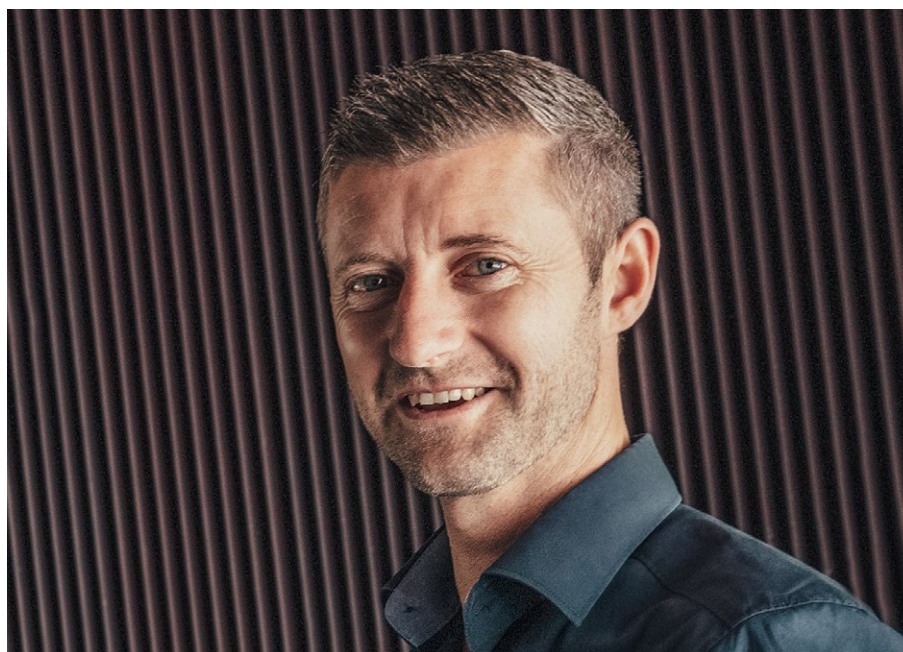
Nachhaltig leben, wirtschaften und natürlich auch bauen gehört einerseits heute zum guten Ton. Andererseits erwachsen daraus schlichtweg neue Wettbewerbsvorteile: Zukunftsfähig ist der, der nachhaltige Konzepte und Lösungen bieten kann. Das gilt für Unternehmen allgemein wie konkret für die Baubranche. PREFEA hat sich mit seinen Produkten für die Zukunft in Stellung gebracht. Beweis dafür ist die jüngste eco2-Zertifizierung für das Produkt Prefalz.

„Für die Firma ist die Zertifizierung ein Riesengewinn,“ freut sich Stefan Wildi. Er ist als Verkaufsleiter bei PREFEA Schweiz für die Deutschschweiz zuständig. Der gelernte Spengler ist seit 2011 im Unternehmen und berät Architekten bei der Planung ihrer Projekte. Schon als er bei PREFEA begann war es sein persönliches Ziel, sich zum Energieberater weiterbilden zu lassen. Denn Wildi hat stets die Herausforderung und die Zukunftsfähigkeit der Baubranche darin gesehen, die Energieeffizienz zu optimieren. „Das ist die Zukunft. Nachhaltigkeit im Bausektor ist für die ganze Gesellschaft relevant,“ sagt er. Die Gebäude von heute seien die Rohstoffträger der Zukunft. Er spielt damit auf die seit Jahren zunehmende Bedeutung des Recyclings im Bausektor an.

Was das bedeutet, rechnen die Aluminiumverbände in Deutschland, Österreich und der Schweiz vor: Derzeit gehen im DACH-Raum jährlich rund 600.000 Tonnen in den Bausektor. Aufgrund der langen Lebensdauer von Gebäuden baut sich hier ein gigantisches Rohstoffreservoir auf, das über fünf Jahrzehnte gesehen rund 30 Millionen Tonnen Aluminium beträgt. Diese Ressourcen nach Gebrauch wiederzugewinnen – Stichwort *urban mining* – gebietet die wirtschaftliche und ökologische Vernunft.

Aluminium passt in dieses Konzept wie kein anderes Metall. Einmal in den Produktionskreislauf gebracht, kann es nach seiner Nutzung unendlich oft und ohne Qualitätsverlust wieder eingeschmolzen und zu neuen, hochwertigen Produkten verarbeitet werden. Dieser Kreislauf funktioniert bereits heute vorbildlich. Die Recyclingrate von Aluminium im Bausektor

beträgt 96 Prozent. Weil es ohne Qualitätsverlust wiederverwertbar ist, wird es über die Zeit immer energieeffizienter und so zum ökologischen Baustoff. „Aluminium baut sich nicht ab und es rostet nicht. Aluminium bleibt,“ sagt Wildi.



Stefan Wildi
Verkaufsleiter PREFEA Schweiz

„Das älteste PREFEA Dach ist 75 Jahre alt,“ so Wildi. „Wird es eines Tages zurückgebaut, entsteht dabei kein Bauschutt, sondern neuer Baustoff.“ Statt „schnell, günstig und nach mir die Sintflut“ wachse die Verantwortung der Bauherrschaften für die Ressourcengewinnung der Zukunft, meint er. „Die Affinität der Bauherren zum nachhaltigen Bauen nimmt spürbar zu, insbesondere bei der öffentlichen Hand,“ stellt er fest. Dieses Kriterium gewinne bei öffentlichen Bauaufträgen immer mehr an Gewicht. „Jetzt ist der Zeitpunkt da, um umzudenken.“

Um dem wachsenden Anspruch an die ressourcenschonende und energiesparende Einsatzfähigkeit von Baustoffen gerecht zu werden, sind heute insbesondere Planer gefordert, die die passenden Baumaterialien empfehlen. In der Schweiz bedienen sie sich dabei auch

aus dem Produktpool des Vereins eco-bau. Dieser Zusammenschluss aus Bauämtern von Bund, Kantonen und Städten in der Schweiz hat sich zum Ziel gesetzt, das ökologische und gesunde Bauen zu fördern, indem es den Architekten und Planern mit Planungshilfen wie dem eco-BKP unter die Arme greift. „Im eco-BKP werden die ökologischen Einflüsse der Produkte bezüglich ihrer gewünschten Leistung und Anwendung bewertet,“ sagt Barbara Sintzel von eco-bau. Wieviel graue Energie steckt im Material? Ist es toxisch? Ist mit Emissionen und Auswaschungen zu rechnen? „Wir betrachten die Materialien immer im

Vergleich mit anderen, für die gleiche Anwendung in Frage kommenden Baustoffen und treffen – stellvertretend für den Planer – die *best of class* Auswahl,“ so Sintzel. Daraus ergibt sich eine Auflistung eco-zertifizierter Baustoffe, deren Einsatz für den Bau von Projekten geeignet ist, die am Ende den Schweizer Gebäudestandard Minergie-Eco zum gesunden und ökologischen Bauen erfüllen können. Hier hat Prefalz gepunktet und erhielt somit das eco2-Label.



Damit hat PREFA den Fuß in der Tür, wenn es um ökologisch nachhaltige Bauprojekte geht. Aluminium als Baustoff der Zukunft mag lange Zeit für viele nicht naheliegend gewesen sein. Doch die jüngste Zertifizierung zeigt: Aluminium ist mehr als nur kostengünstig, langlebig und unempfindlich. „Die Nachfrage nach Aluminium wächst stetig,“ sagt Stefan Wildi. Die Entwicklung der vergangenen drei Jahre gibt ihm Recht: Seit 2016 haben sich die Verkaufszahlen von Prefalz annähernd verdoppelt (+90 Prozent).

Aluminium bedient den Trend zu energetisch nachhaltigem Bauen wie selbstverständlich, weil es in der Schweiz und in Österreich fast ausschließlich durch Recycling gewonnen wird, also als Sekundäraluminium. Die Produktion von Primäraluminium in Elektrolyseöfen wurde hier in den letzten Jahren eingestellt. Bei der Herstellung von Sekundäraluminium sinkt der Energieaufwand auf gerade mal noch fünf Prozent des Verbrauchs, den die Herstellung von Primäraluminium aus Bauxiterz erfordert. Damit verliert der vermeintlich schlechte Ruf des Metalls seine Grundlage. Er wurde größtenteils durch diesen hohen Energieverbrauch bei der Herstellung und die hohe graue Energie begründet.

Mit diesen Argumenten lässt sich auch erklären, wie PREFA vor vier Jahren Teil eines neuen Projektes des renommierten Architekturbüros Herzog & De Meuron wurde: Das Naturbad Riehen sollte höchste Standards in Sachen Nachhaltigkeit und ökologischem Bauen erfüllen. PREFA konnte mit seinem Produkt Prefalz dazu beitragen. In Sachen kostengünstiger Dachdeckung für ökologisch nachhaltige und gesundheitlich hochwertige Bauqualität ist das PREFA Produkt offenbar erste Wahl und es beweist: Ökologisch ist nicht zwingend teurer. Aluminium gewinnt jeden Preisvergleich mit anderen Metallen und erfüllt dennoch Anforderungen zum ökologischen Bauen. Und damit nicht genug, ermöglicht es mit seiner modernen Eleganz und der nötigen Flexibilität die Verwirklichung kreativster Designs.

Nachhaltiges Bauen ist nicht nur in der Schweiz ein Thema, das an Bedeutung gewinnt. Europaweit nimmt der Trend Fahrt auf und hat die Regierungsebene der EU erreicht. Im Rahmen des EU Green Deals werden große Mengen von Fördergeldern für die Immobilienwirtschaft bereitgestellt, wenn deren Bauprojekte künftig der neuen Taxonomie, einem Klassifizierungssystem für nachhaltige Finanzprodukte, entsprechen – ein ganz offenkundig großer Anreiz auch für die Bauherrschaft, die dem Thema bisher nicht viel Bedeutung beimisst, und ein deutliches Zeichen, wohin die Reise beim Bauen geht.

PREFA würde sich daher ein solches eco-Label auch für weitere Märkte wünschen, denn sonst müssen immer wieder von Neuem Nachweise zu einzelnen Produkten erbracht werden, die z. B. den Recyclinganteil des verwendeten Aluminiums bestätigen. Ein Siegel wie das Schweizer eco-Label, das diese Informationen schon enthält, würde da durchaus weiterhelfen. Und damit nicht genug: Hersteller, die bereits heute mit einem Öko-Gütesiegel gelabelt sind, werden als *first mover* künftig von diesem Vorsprung profitieren.

Text: Ute Watzl

Fotos: Croce & WIR, Martin Croce



Objekt: Naturbad
Ort: Riehen
Produkt: Prefalz
Farbe: Patinagrau
Architektur: Herzog & de Meuron, Basel

Haus C: Das neue Chirurgiezentrum am Uniklinikum Sankt Pölten

Ein Projekt-Highlight der beinahe 70-jährigen Bestehensgeschichte von **PFAFFENBICHLER ARCHITEKTUR**

Am Gebäudekomplex des Uniklinikum St. Pölten sprengt eines der modernsten Chirurgiezentren Österreichs mit seiner polarisierenden farblichen Bekleidung visuelle Dimensionen: Es handelt sich um das größte Klinik-Bauprojekt des Landes Niederösterreich, versehen mit einer atypischen Fassade in Weiß aus PREFABOND Aluminium Verbundplatten. PREFARENZEN unterhielt sich in einem virtuellen Rundgang mit dem Architekten Gerhard Mirth, Projektleiter des Uniklinikums, über die Besonderheiten und Herausforderungen dieses Projekts.

Massive Basisebene, nach oben hin leicht

Mirth erwähnte eine Herausforderung bei der Planung des Gebäudes: Es war rasch klar, dass die Basisebenen – E0, E1 und E2 – relativ massiv sein würden, also setzte sein Team sich zum Ziel, dass das Gebäude nach oben hin ‚leicht‘ wird. Dieses Ziel wurde realisiert durch eine helle, glatte Fassade mit vertikaler Ausrichtung und 40,5 cm schmalen Streifen, um „dieses Aufstrebende nochmal zu betonen,“ so der Architekt. Er erklärte, dass diese 40,5 cm schmalen Streifen verwendet wurden, damit „möglichst wenig Verschnitt entsteht: Es war viel Know-how und Entwicklung im Vorfeld dabei, dass das so funktioniert hat.“

Eine Fassade, die lebt

Das gesamte Haus ist mit 3D-Elementen versehen, die das über Simulationen ausprobierte Lichtspiel ermöglichen. Für Mirth besonders spannend: „Die aus PREFABOND geformten 3D-Elemente, die teilweise versetzt sind und teilweise linear heruntergeführt werden [...], weil man hier den Schlagschatten viel besser lesen kann.“ Ein visuelles Highlight entsteht zudem durch die unmittelbare Umgebung der Fassade, da die durch Bäume beschatteten Sitzelemente das Motiv der 3D-Fassadenelemente aufnehmen. Von den bestehenden Häusern – zum Beispiel von Haus B – hat man einen Blick auf die weiße Fassade. Da einige Patienten diese über den Tagesverlauf beobachtet und sich daran erfreut haben, hat sich das Konzept von **PFAFFENBICHLER ARCHITEKTUR** „einer Fassade, die sich im Tagesverlauf, im Jahresverlauf ständig verändert“ samt dem Lichtspiel nicht nur bautechnisch verwirklicht, sondern wird von Beobachtern auch entsprechend wahrgenommen.

Kontrapunkt: Erde, Luft, Erker

Eine weitere Besonderheit ist die Gestaltung der Fassade, die die funktionelle Gliederung des Hauses verrät: Während der zweigeschossige Funktionstrakt durch eine warme Farbgebung Erdverbundenheit vermittelt, bietet die weiße, glatte Aluminiumverbundplatten-Fassade im Bereich der Bettentrakte einen markanten Gegenpol. Mirth erzählt, dass die erdige Farbe dabei bewusst als Gegensatz zur weißen Fassade gewählt wurde. Im Rendering wurde dann deutlich, dass die weiße Fassade auch noch Bodenkontakt haben muss, weshalb sie auf der Ost- und der Westseite zwei Mal bis nach unten gezogen wurde. Das dritte Element bildeten Erker, die als schwarze Bauteile ausgebildet sind: „Also haben wir dann eigentlich drei Themen gehabt, die erdige Bodenverbundenheit, das Luftige zum Himmel und die Erker als aufgesetzten Baukörper.“ Entgegen der Erwartungen des Architekten-Teams polarisierte aber nicht die weiße Farbgebung der Fassade, sondern das Beige, wie der Projektleiter verrät: „[...] Da hat’s definitiv zwei Lager gegeben: passt und geht gar nicht. Mit dem haben wir eigentlich gar nicht gerechnet.“

Farb- und Lichtwirkung

Mirth verweist auf die Farbkombination im Inneren des Chirurgiezenters – das Steckenpferd von Dorothea Pfaffenbichler, die sich intensiv damit beschäftigt, wie die Abfolge und Kombination mehrerer Farben auf Patienten und Personal wirken. Das Architekten-Team hat zum Beispiel die Gangnischen bei den Patientenzimmern punktuell mit einer Abfolge von unterschiedlichen Farben gestaltet und dabei jedoch das Gesamtkonzept nicht außer Acht gelassen: „Wir haben versucht, trotzdem ein übergeordnetes Konzept zu erreichen, das geht dann wiederum hinein bis in die Farbgestaltung der Polsterung der Möbel, der Sessel usw., damit alles zusammenpasst.“ Doch mit der Farbwahl alleine ist noch nicht alles getan; auch das richtige Setzen von Lichtpunkten, begleitendes Licht und indirektes Licht ist notwendig, damit die Farben voll zur Geltung kommen: „Man muss das immer in der Kombination sehen, wie wirkt’s bei Tageslicht, wie wirkt’s in der Nacht, wie kann ich’s unterstützen,“ erklärt der Architekt und verweist im nächsten Atemzug auf die Krux bei allem, was

Materialien betrifft – egal ob Fassade oder Innenbereich: Sie müssen auf die Hygienerichtlinien abgestimmt und desinfektionsmittelbeständig sein, weshalb aus Reinigungsgründen nicht jede Farbe und jedes beliebige Material verwendet werden kann, selbst wenn sie den Architekten aus optischen oder haptischen Gründen besser gefallen würden.

Weiß: Altern in Würde?

Das Haus ist mittlerweile seit drei Jahren in Betrieb. Auf die Frage, ob auf der weißen Fassade des Hauses Verschmutzungen zu bemerken sind, entgegnete Mirth, dass der „Verschmutzungsgrad überschaubar ist“: „Es gibt einen Selbstreinigungseffekt [...]. Wo’s wirklich stärker verschmutzt ist, ist bei den Elementen, die nach innen kippen, da läuft das Niederschlagswasser nicht so schnell ab und da sieht man dann die Schlieren. Wenn man auf der Straße vorbeifährt, sieht man die geringe Verschmutzung aber nicht.“

Und was bringt die Zukunft? Auf alle Fälle ein weiteres Projekt am UK St. Pölten – denn es werden bereits die Fundamente für ein weiteres Gebäude gelegt: Das in Umsetzung befindliche Haus D wird in Anlehnung an das Haus C gestaltet und soll fertiggestellt gemeinsam als bauliches Ensemble wirken.

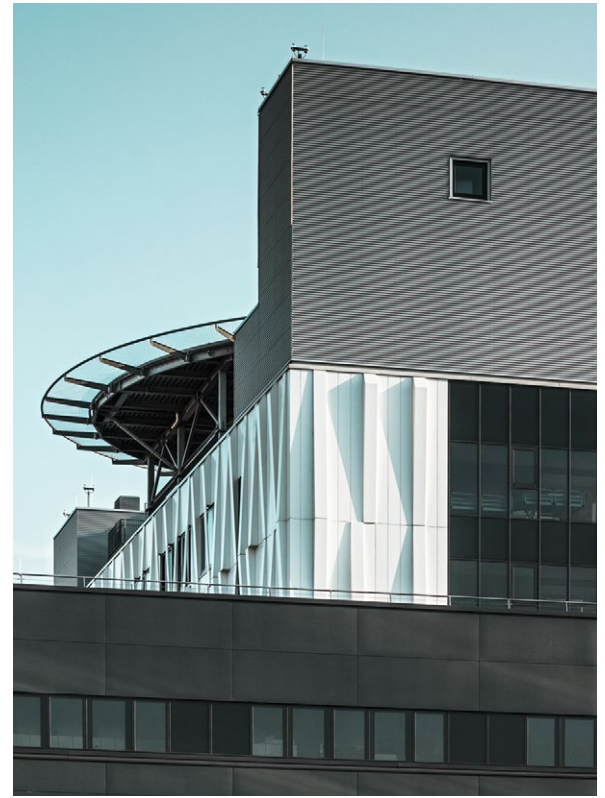
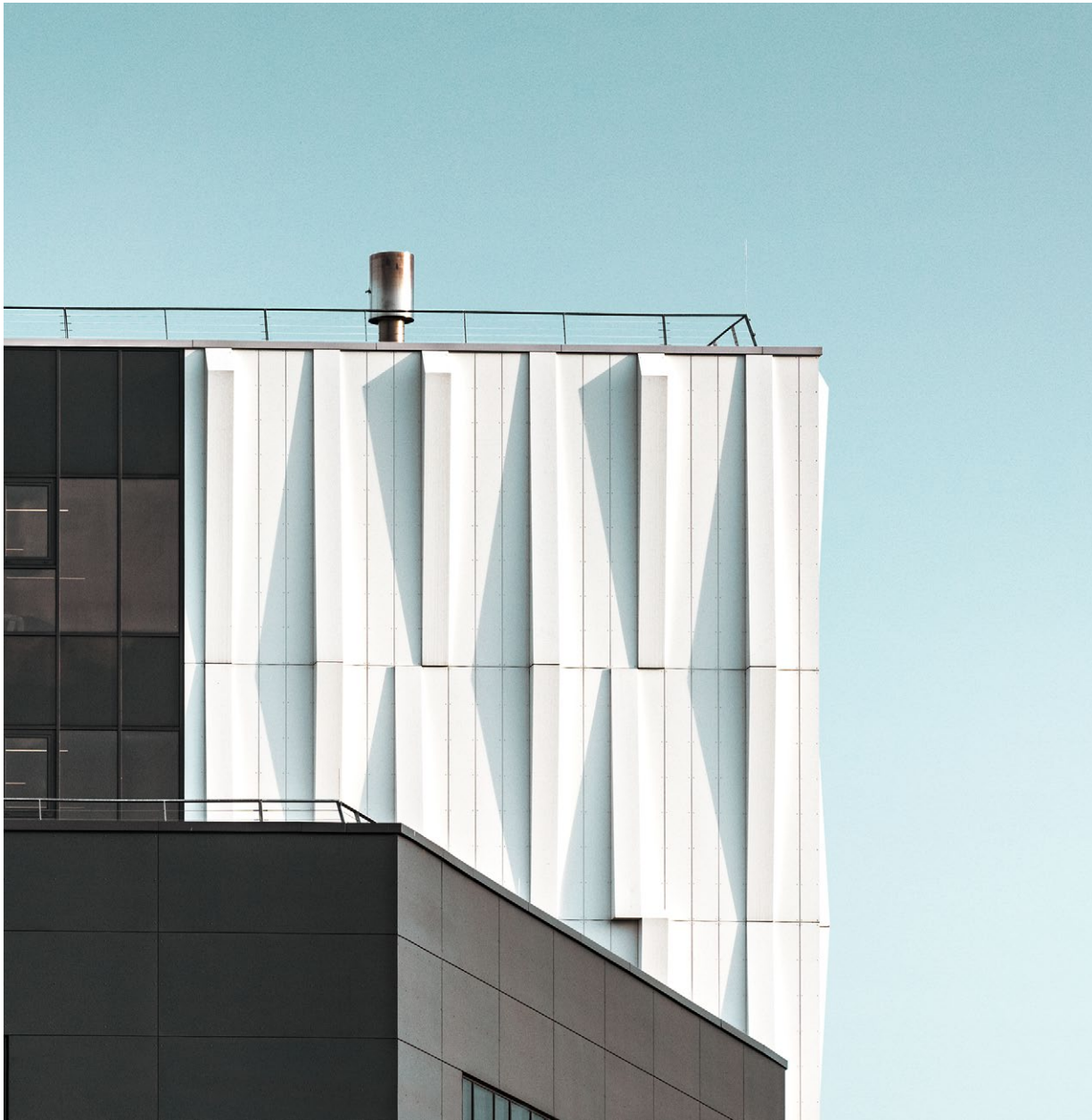


Interview: Ursula Obernosterer

Text: Anneliese Heinisch

Foto: Croce & WIR

Objekt: Das Uniklinikum St. Pölten
Produkt: PREFABOND Aluminium Verbundplatte
Farbe: Reinweiß
Architektur: PFAFFENBICHLER ARCHITEKTUR, St. Pölten



*Fräsen, bohren und kanten –
die PREFABOND Aluminium
Verbundplatte lässt sich alles
gefallen.*



Klare Orientierung in drei Teilen

Haus J von **noma architekten** im Raum Stuttgart

Haus J ist das erste Projekt, das **noma architekten** aus Baden-Württemberg mit **PREFA Aluminium** umgesetzt haben. *Formal passt es sich seiner Nachbarschaft an, übernimmt die Baumaße seines Vorgängers und kommt in Raumaufteilung und Materialwahl doch gänzlich neu daher.*

Eine klassische Form

„Wir wollten eigentlich eine klassische Form, normal lang, normal breit und eine ganz normale Dachneigung, ähnlich einer Kinderzeichnung und genau in den Maßen des Hauses, das vorher auf dem Grundstück stand,“ beschreiben **noma architekten** ihr erstes, nach ihrer Bürogründung realisiertes Bauprojekt. Haus J steht in einem gewachsenen süddeutschen Kleinstadtgefüge. Mehrere Einfamilienhäuser bilden eine enge Nachbarschaft und zeigen klare Orientierung: Geschlossene Straßenseiten verstecken eher großzügig geöffnete Gartenfassaden. Ursprünglich wollten **noma** einen dieser alten Baukörper umbauen. Da die Vorstellungen der Bauherrenfamilie aufgrund der Raumhöhen, der Kleinteiligkeit sowie der vorgefundenen Bausubstanz nicht zum Bestand passten, haben sie neu gebaut. Dennoch haben die Ideen dieser ersten Entwurfsphase **noma architekten** auch beim Neubau begleitet.

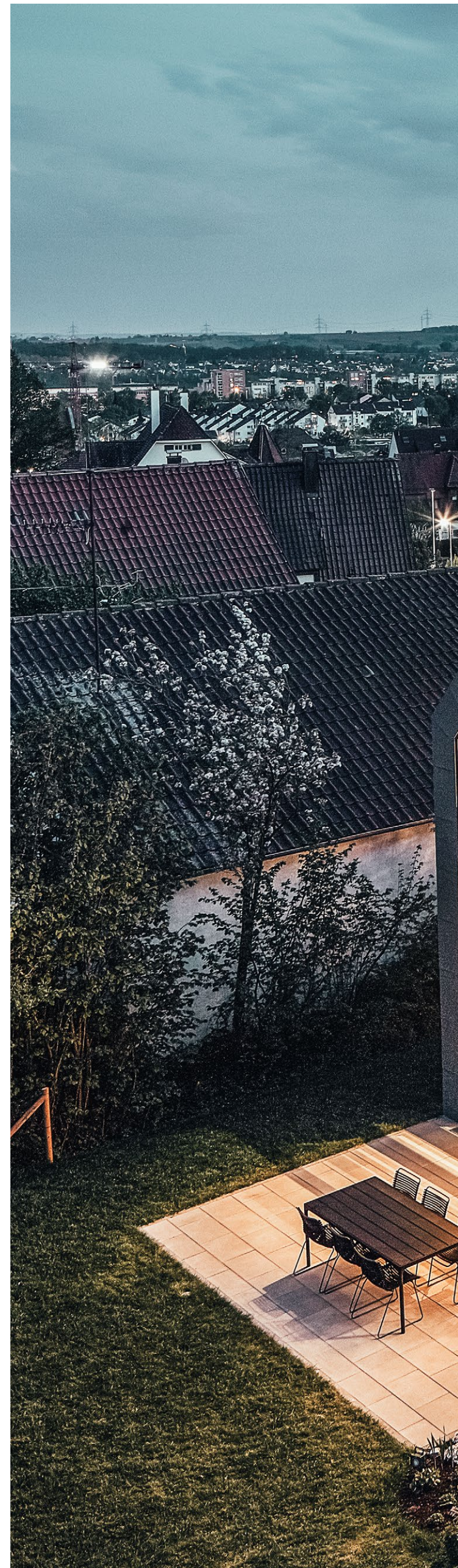
Zwei plus eins

Sparsam mit Fenstern ausgestattet sieht man von der Straße aus einen weiß verputzten Baukörper mit Satteldach. Daran schließt sich eine lichte Fuge aus Polycarbonat-Stegplatten an und zum Garten hin schützt eine sympathische Schuppenhaut aus hellgrau beschichtetem Aluminium einen dritten Baukörper vor schiefen Blicken von der Seite. Klare Kanten fast ohne

Dachüberstände schärfen und trennen jeden der drei Baukörper. So schaffen die Architekten nicht nur den Übergang von der Siedlungsstraße zum privaten Garten, sondern auch überraschend neue Raumcharaktere. Sie schöpfen die entstandenen Raumpotenziale voll aus, indem die Funktionen im Haus gut lesbar und logisch sortiert sind. Rein funktionale Räume liegen zur Straße hin, in der transluzenten Fuge verbinden sich die unterschiedlichen Ebenen des Hauses vertikal und zum Garten öffnet sich ein Lebens- und Begegnungsraum. Letztlich haben **noma**, Nora Woborny und Maik Schöffel, durch Materialwahl und Raumaufteilung aus einem Haus gleich drei gemacht und echten räumlichen Mehrwert produziert.

Kinderwohnzimmer oder Kathedrale

Gebaut wurde das Haus zwischen 2017 und 2019 im Auftrag einer vierköpfigen Familie, die gemeinsam mit den Architekten nach einem besonderen Raum für das tägliche und vielschichtige Familienleben suchte. So entstand der giebelhohe Familienraum – der dritte Baukörper – unter einer Haut aus **PREFA** Rauten. Mittlerweile von der Bauherren-Familie selbst als „Kinderwohnzimmer“ und als „Kathedrale“ bezeichnet, ermöglicht er Spielen, Arbeiten und Wohnen über mehrere Ebenen hinweg. Die Tatsache, dass man den Raum durch eine offene Küche betritt, ist dabei genauso wichtig wie der unverstellte Blick in den Garten oder die eigene Spielebene für die Kinder. Die räumliche Organisation funktioniert über mehrere Halbgeschosse, die Großzügigkeit in der Höhe bieten. **noma** haben damit einen offenen, aber nicht gleich durchschaubaren Raum geschaffen und diesen als etwas Besonderes nach außen hin sichtbar gemacht.





Objekt: Haus J
Produkt: PREFA Dachraute 29 × 29
Farbe: P.10 Hellgrau
● Objektbezogene Sonderlösung
Architektur: noma architekten, Stuttgart



Monolithische Körper

„Es durfte bei dem dritten Baukörper einfach kein Bruch zwischen Dach und Fassade entstehen,“ betont Maik Schöffel. Eine durchgehende Oberfläche sollte die Entwässerung des Dachs über die Fassade ermöglichen.* Die Dach- und Wandrauten 29 x 29 von PREFA in P.10 Hellgrau waren aus diesem Grund das Material, was zu dieser Idee am besten passte. Monolithisch nach außen wirkend, ist die Fassade dennoch mehrschichtig aufgebaut. Sie vermittelt baukonstruktiv einen Kontrast zu den anderen zwei Baukörpern, von denen einer als verputzter Ziegelmassivbau und der andere als einschalige, lichtdurchlässige Haut ausgeführt wurde.

Funktionen, Raumcharaktere, Bauweisen und Materialien spiegeln bei Haus J die grundlegende Idee der Dreiteilung wider. Das ist wie bei einem ausgezeichneten Schokoladenriegel, bei dem man die einzelnen Geschmacksschichten perfekt voneinander unterscheiden kann.

**Die Dachentwässerung über die Fassade stellt eine von den Architekten ausdrücklich gewünschte, objektbezogene Sonderlösung dar.*

Was die kleine Stadt gut kann

Keine 17 Minuten mit der S-Bahn vom Ort entfernt liegt Stuttgart, wirtschaftlicher und arbeitsplatztechnischer Mittelpunkt der Region. Das macht die Gegend, in der **noma architekten** ihr Büro haben, im Prinzip zur attraktiven Schlaf- und Freizeitregion. „Für uns ist der Standort im Speckgürtel von Stuttgart ein guter, wir sind hier wirklich angekommen.“ Nora Woborny und Maik Schöffel wohnen und arbeiten gerne vor Ort. Sie sind begeistert, wenn Bauaufgaben in der Region liegen. Damit lässt sich ein gutes Netzwerk und eine langfristige Zusammenarbeit mit den Handwerkern vor Ort aufbauen. „Wenn in der Nachbarschaft gebaut wird, packen alle mit an und meist ist es weniger anonym,“ erläutert Woborny, „da ist die kleine Stadt echt gut drin.“

noma architekten vermissen nichts

Seit 2017 arbeiten Woborny und Schöffel gemeinsam als Büropartner und managen es außerdem auch privat ein Paar zu sein. „Das hat den Vorteil, dass wir uns wirklich auf unsere Bauherren zu 100% einlassen können. Wir sind leidenschaftlich gerne Architekten, bekommen es aber auch hin, Berufliches und Privates auseinander zu halten,“ erklärt Woborny. Maik Schöffel ergänzt, dass sie sich schon im Studium gut verstanden und architektonisch in die gleiche Richtung gearbeitet hätten. Beide haben harte, lehrreiche Jahre in großen Büros hinter sich. Schöffel reiste von London aus für Foster + Partners drei Jahre lang weltweit zu Projekten und Woborny arbeitete schon als Studentin im Stuttgarter Büro von blocher partners.

„Nein, wir vermissen hier im Kleinen nicht das Große,“ sind sich **noma** einig. „Unsere Architektur hat immer was mit den Menschen zu tun, für die wir bauen. Das passende Gebäude entsteht nur durch ein echtes Kennenlernen zwischen Auftraggeber, Architekten und Handwerksfirmen.“

Wie sich **noma** in den nächsten Jahren entwickeln wird? Klein aber fein. „Wir wollen Entwerfer bleiben und nicht zu Personalverwaltern werden.“ Klare Ansagen zur eigenen architektonischen Praxis, die **noma architekten** da machen!

*Text & Interview:
Claudia Gerhäuser
Fotos: Oliver Rieger (5),
Croce & WIR (1)*



*noma architekten
Maik Schöffel und Nora Woborny*





Plagiat oder besser?

Die PREFA Dach- und Wandrauten.

WWW.PREFA.COM